Walter Löhde

Erich Ludendorffs

Kindheit und Elternhaus



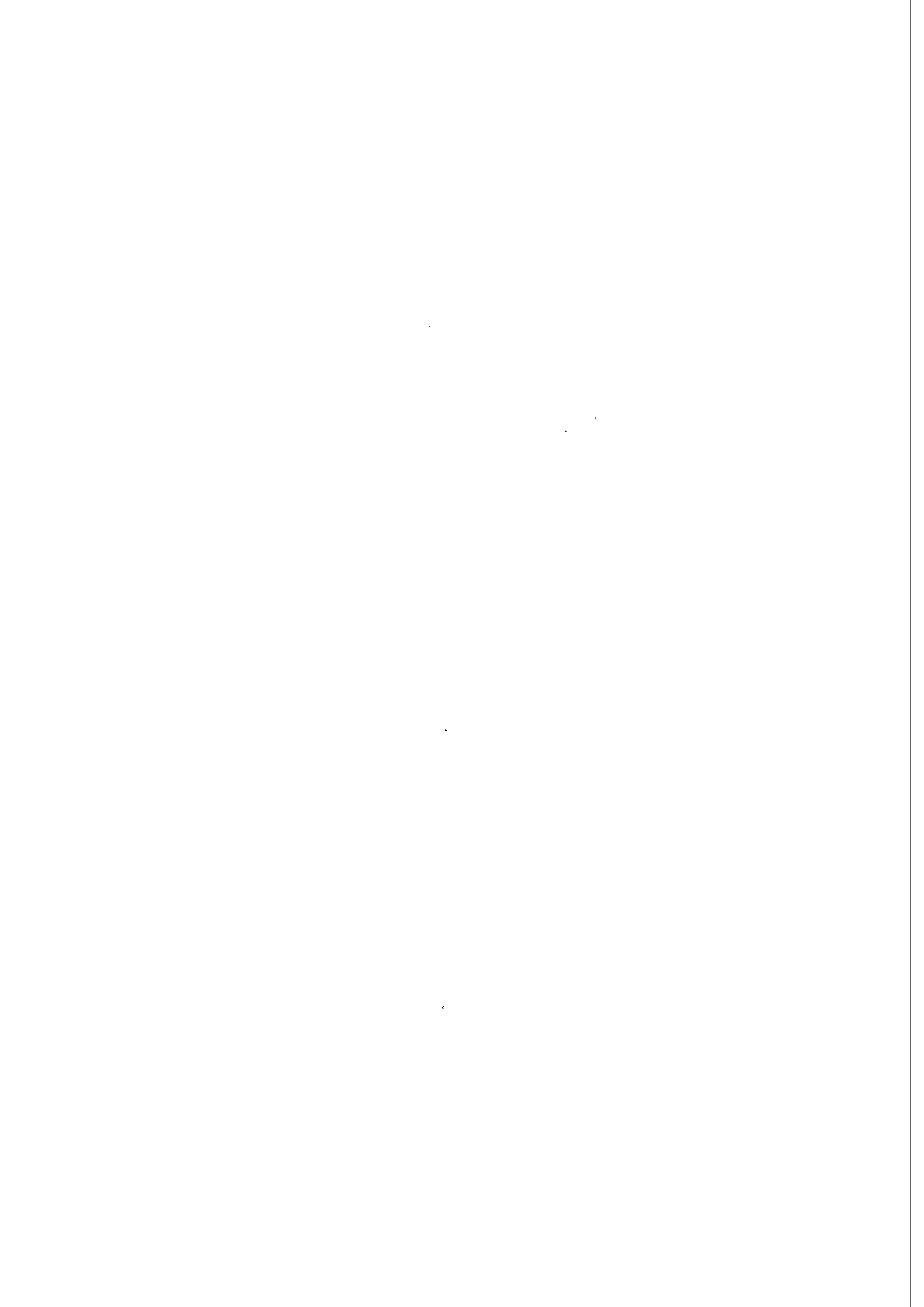
Walter Löhde

Erich Ludendorffs Kindheit und Elternhaus



1938

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19



Druck der Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen



In jenem Brief, welchen der Feldherr Erich Ludendorff mir als Schriftleiter der Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" übergab, um ihn nach seinem Ableben zu veröffentlichen (Vergl. Folge 19/1938) fand sich ein Satz, der auf Kindheit und Elternhaus hinwies. Der Feldherr schrieb:

„Ich hoffe noch lange zu leben, der Tod kann aber auch plötzlich erfolgen. In ewigen, unerschütterlichen Gesetzen liegt das Todesmuß für den Menschen. Ich scheide aus einem reichen Leben, es war reich für mich im Elternhaus, reich in Erfüllung unerhörter Berufspflichten und der größten Aufgaben, die je auf Schultern eines Soldaten in all ihrer Schwere lagen. Reich wurde ich an der Seite meiner zweiten Frau, reich nach jeder Beziehung, reich wurde unser Schaffen für unser Volk, ja alle Völker, für jeden Deutschen und für jeden Menschen. Wir führten die größte Revolution, die die Welt seit Jahrtausenden sah: die Befreiung der Völker und der Menschen aus Priesterhand und auch aus Judenhand und aus sie zerstörenden Weltanschauungen hin zu einer Volks-

schöpfung, hin zu einer Geschlossenheit der Menschen, beruhend auf der Einheit von Rasseerbgut und Glauben. Sie allein kann Spaltungen im einzelnen Menschen und in den Völkern verhindern, wenn weise und unantastbare Sittengesetze sie leiten. Unser Sprachrohr waren Verlag und der „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft".

Mitten in diesem Ringen gehe ich aus dem Leben. Meine Frau und nach ihr Andere werden diesen Kampf weiter führen, er darf durch meinen Tod nicht leiden. Daß das der Fall sein könnte, ist in meinem Leben für mich schwere Sorge. Die „alten Mächte" und kleinliche Neider dürfen das Große, was wir gaben, und meine Frau noch geben wird, und nach ihr Andere noch geben werden, nicht mit Schutt überdecken und ersticken. Es muß sich die Revolution, die wir führen, auch nach meinem Tode durchsetzen, damit der Deutsche Mensch, das Deutsche Volk, damit Deutschland lebt in langer Geschlechterfolge der Volksgeschwister. Einen anderen Weg, als wir weisen, gibt es nicht. Das, was wir geben, muß Rückhalt der außenpolitischen Erfolge des Nationalsozialismus und Deutschen Wehrhaftseins sein.

So bitte ich die Deutschen, die auf mich hören — Tote werden mehr gehört als Lebende — scharen

sie sich um meine Frau. Halten sie ihr, dem Verlage und dem „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ die Treue —

Es lebe die Deutsche Freiheit

Ludendorff.“

Wenn der Feldherr in diesen so ernsten, an die Leser der Halbmonatsschrift gerichteten Worten, das Leben im Elternhaus besonders erwähnt, so können wir ermessen, wie wichtig es für ihn gewesen sein muß, und was ihm diese Erinnerungen bedeuteten. Der gewaltige Geisteskampf, den der Feldherr führte, brachte es mit sich, daß er persönlich nicht viel über sein Leben im Elternhause geschrieben hat. Wir sind daher, abgesehen von seinen gelegentlich gemachten mündlichen Äußerungen, im wesentlichen auf die Erinnerungen von Fräulein H. v. Tempelhoff, der Tante des Feldherrn, angewiesen, welche längere Zeit im Elternhause des Feldherrn zubrachte, den häuslichen Unterricht z. T. beaufsichtigte, und auch sonst Anteil an den Erlebnissen der Familie Ludendorff hatte. An diese Überlieferungen mußte ich mich halten, als ich die Jugendgeschichte des Feldherrn zu schildern unternommen hatte.

Die Schwierigkeiten einer solchen Schilderung liegen auf der Hand. Denn alles Zusammentragen von

Einzelheiten über die Vorfahren, die Eltern, Geschwister, die Lehrer, sowie die farbigste Beschreibung der Umwelt kann uns keinen Einblick in die Seele, in die Entwicklung eines solchen Geistes vermitteln. Man hat sich die Schilderungen der Jugend bedeutender Menschen oft dadurch erleichtert, daß man irgend einen „Mythos“ erfand, den zahlreich überlieferten, kindlichen Äußerungen einen besonderen Sinn unterschob oder ihnen eine auf die spätere Bedeutung hinweisende Auslegung gab. Eine solche gebräuchliche — oder besser mißbräuchliche — Behandlung der Jugendgeschichten großer Menschen hat zu der Meinung geführt, jeder dieser Menschen müsse ein sog. Wunderkind gewesen sein und die Umkehrung dieses Trugschlusses hat wiederum die Ansicht verbreitet, jedes sog. Wunderkind entwickele sich selbstverständlich zum großen Menschen. Wenn, wie durchgehends, mit dem Begriff des „Wunderkindes“ das Merkmal einer für die Erwachsenen so „interessanten“ Frühreife verbunden wird, entspricht diese weit verbreitete Ansicht jedoch keineswegs den Tatsachen. Aber ohne einen erdichteten „Mythos“ nötig zu haben, ist das Wirken des persönlichen Erbgutes und des Rasseerbgutes beim Werden und bei der Entwicklung eines Menschen bereits wunderbar genug, um bei der Betrachtung von Geschlechterreihen oft ein

ehrfurchtvolles Staunen hervorzurufen. Wie weit ein Mensch ein Ergebnis seiner Vorfahren ist, läßt sich natürlich niemals berechnen. Persönliches und Rasseerbgut, Mit- und Umwelt, besondere geistige Begabung, Erlebnisse und Erziehung sind Umstände, welche zwar bei der Entwicklung eine große Rolle spielen, deren Größen man jedoch niemals einfach zusammenzählen kann, um aus der Summe feste Schlüsse zu ziehen. Die von Frau Dr. Mathilde Ludendorff erkannten seelischen Gesetze der Selbstschöpfung haben insbesondere gezeigt, wie auch das edelste Rasseerbgut, das beste persönliche Erbgut weder den Aufstieg eines Menschen notwendig zur Folge hat, noch ihn vor einem Absinken zu schützen vermögen, ja, noch nicht einmal gewährleisten, ihn auf der Höhe zu halten, welche seine Vorfahren oder Eltern erreicht hatten. So ist denn jeder schließlich doch der Schöpfer seiner Persönlichkeit, was natürlich noch lange nicht bedeutet, daß jemand etwas Großes schaffen wird, der „zur Mutter eine Gans und zum Vater eine Schlafmütze gehabt hat" — wie Schopenhauer sagt — „auch nicht, wenn man auf sechs Universitäten studiert", oder, in unserer Sprache ausgedrückt, der ein unedles Erbgut in sich trägt.

Die Vorfahren Erich Ludendorffs waren seit dem 17. Jahrhundert in Demmin und Stettin ansässige

Kaufleute und Reeder. Wagemut und weitschauender Unternehmunggeist waren, besonders in jener Zeit, unerläßliche Charaktereigenschaften, welche zur Ausübung dieses Berufes erforderlich waren. Die Familie scheint vom Rhein nach dem Norden übergesiedelt zu sein. Bei dieser Übersiedelung mag der bemerkenswerte Kampf eines Ludendorff im 15. Jahrhundert gegen die Priester und Juden in der Stadt Köln eine gewisse Rolle gespielt haben. Jener Ludendorff machte, berechtigt und gestützt auf Tatsachen, dem Bischof den Vorwurf, die Juden zu begünstigen, was, wie wir ja wissen, dem Wesen der christlichen Lehre entspricht. Tatsachen, von denen nichts abzuhandeln war, sind der hohen Geistlichkeit von jeher unangenehm gewesen. Wir brauchen uns im Zusammenhang mit diesem Sonderfall nur zu erinnern, wie die Kirche gegen die mittelalterliche Volksempörung über die jüdische Auswucherung sofort im Namen der Menschlichkeit Einspruch erhob, während eine Volksempörung gegen andersgläubige Deutsche Menschen als Ketzerverfolgungen im Namen der „Ehre Gottes“ künstlich geschürt und eifrig geführt wurden. Die ernsten Unruhen, welche später in den sog. Bauernkriegen zum Ausbruch kamen, richteten sich in erster Linie gegen die Juden und Priester und damit natürlich gegen die Regie-

rungen, welche diese schützten und durch die Einführung eines völlig undeutschen Rechtswesens dem gesunden Rechtsbewußtsein des Deutschen Volkes ins Gesicht schlugen. Jener Kampf gegen die Priester und Juden zog der Familie Ludendorff damals den Unwillen des Kaisers Sigismund zu, dessen nicht ganz taktfeste Rechtschaffenheit bekannt ist, und der durch seinen schmählichen Wortbruch an dem Reformator Johann Huß in der Deutschen Geschichte eine mehr als kümmerliche Rolle spielt. Ob das in der Eifel liegende Dorf Ludendorf mit der Familie in irgendwelchen Beziehungen steht, ist nicht nachzuweisen, aber wahrscheinlich. Die Großmutter Erich Ludendorffs, Ada Lovisa Leffler, war eine Schwedin, deren Vorfahren sich auf den Schwedenkönig Gustav Wasa zurückführen lassen.

Wilhelm Ludendorff, der Vater des Feldherrn, war Landwirt, während ihn seine innersten Neigungen zum militärischen Beruf zogen. Daher mag es kommen, daß seinem großen Sohne die Bestimmung, Offizier zu werden, beinahe in die Wiege gelegt wurde, wie sich dieser ausdrückt. Er diente sein Militärjahr bei den 12. Husaren ab und wurde Reserveoffizier. Wilhelm Ludendorff bewirtschaftete bereits sein kleines, sehr bescheidenes Gut in Kruschewnia, in der Provinz Posen, als er auf einer der winterlichen

Gesellschaften, welche dort gewohnheitgemäß veranstaltet wurden, seine spätere Frau, Klaire v. Tempelhoff, kennen lernte. Klaire v. Tempelhoff, die Tochter eines sehr bedeutenden und angesehenen Rechtsanwalts in Berlin, weilte zu jener Zeit besuchsweise auf dem von ihrem Onkel, Eduard v. Tempelhoff, bewirtschafteten Familiengute der Tempelhoffs in Dombrowska. Klaire v. Tempelhoff und Wilhelm Ludendorff lernten sich schätzen, lieben und es kam zur Verlobung, der bald ein Ehebund folgte, der sich zeitlebens als äußerst glücklich bewährt und gezeigt hat.

Die Familie v. Tempelhoff tritt, nach den Kirchenbüchern i. J. 1471 und 1491 zum ersten Male geschichtlich feststellbar, in der Person des Heidereiters Tempelhoff zu Mühlenbeck bei Bernau in Erscheinung. Die Nachkommen finden sich teils als Bauern, teils als Bürger in Bernau und der dortigen Gegend ansässig. Die Familie führt später das Wappen des Bürgermeisters von Berlin, Tempelhoff, der dort während der Einführung der Reformation im Amt war, dessen Eingliederung in die Familie jedoch nicht ersichtlich ist. Georg Friedrich Tempelhoff war ein bekannter General unter Friedrich d. Großen und wurde vom König seiner Verdienste wegen geadelt. Seine Nachkommen lebten als Gutsbesitzer in der

Provinz Posen, und die Berliner Familie zählte zu den alten Patrizierfamilien dieser Stadt. Der Schwiegervater Wilhelm Ludendorffs, der Rechtsanwalt v. Tempelhoff, dessen Frau verhältnismäßig früh starb, hatte einen Sohn und mehrere Töchter und muß ziemlich vermögend gewesen sein. Allerdings hat er später durch erhebliche Verluste bedeutende Einbußen am Vermögen erlitten, was zu ganz wesentlichen Einschränkungen führte, und nach seiner Erkrankung verschlechterte sich die Lage beträchtlich. Auf jeden Fall wurde in dem Hause zu jener Zeit und noch nach der Verehelichung Wilhelm Ludendorffs ein großer Aufwand getrieben, der aber nach einer Bemerkung General Ludendorffs, damals bereits über die tatsächlichen Verhältnisse hinausging. Die Töchter wuchsen aber in dementsprechender Weise auf. Besonders Klaire, eine auffallende Schönheit, die Lieblingstochter ihres Vaters, wurde von diesem mit ganz besonderem Glanz umgeben, stets mit besonderer Auswahl beschenkt und auf jede Weise verwöhnt. Diese nahezu üppigen Lebensverhältnisse müssen beachtet werden, um die edle Seelengröße der Mutter Erich Ludendorffs in das richtige Licht rücken zu können, wenn wir sehen, wie diese Frau ihrem Manne in wesentlich einfacheren und später bescheidensten Verhältnissen treu und in anspruchsloser

Größe zur Seite stand. Es wäre ja nicht außergewöhnlich gewesen, wenn sich ein junges Mädchen unter diesen Umständen in einer ganz anderen Richtung entwickelt hätte und begehrlich oder anspruchsvoll geworden wäre. Es ist jedoch merkwürdig, vielleicht für manche Menschen kaum faßbar, mit welcher überlegenen Unabhängigkeit Klaire v. Tempelhoff allen, noch so verführerischen Äußerlichkeiten ihrer Umgebung gegenüberstand. Aber hier erkennen wir ein untrügliches Zeichen wahrer Geistesgröße und echten Seelenadels. Alle diese Dinge, diese reiche Umgebung waren vielleicht ganz angenehm, ganz schön und erfreulich — aber sie waren keineswegs mit dem Begriff des Erforderlichen, des Notwendigen oder gar des Unentbehrlichen verknüpft. Diese Annehmlichkeiten wurden in völliger persönlicher Freiheit, in durchgehender Unabhängigkeit hingenommen und genossen, ohne daß der eintretende Mangel vermocht hätte, das seelische Gleichgewicht zu beeinträchtigen. Es ist stets das wesentliche Merkmal des wahren Adels — d. h. des „Edelseins" — gewesen, die Unabhängigkeit zu wahren. Dieses Streben nach Unabhängigkeit bleibt jedoch nicht nur auf irgendwelchen äußeren, unwürdigen Zwang beschränkt, sondern wird auch auf die zufälligen Umstände und die Dinghaftigkeit der Lebensfreuden bezogen werden

müssen. Eine Unabhängigkeit, die dem Menschen die gleiche Sicherheit verleiht, im Überfluß zu leben oder sein Dasein in Dürftigkeit zu fristen, wenn nur sein Ich — seine Persönlichkeit — sein Gottesstolz nicht verletzt wird. Diese Unabhängigkeit ist gleich weit entfernt von asketischer Mißachtung des Wohlstandes wie von der Versklavung an seine Annehmlichkeiten, bei der die Entbehrung so oft zu einer Katastrophe der Verzweiflung führt. Das Grundgefühl des ersten Zustandes ist nämlich nur die Furcht vor dem Letzten. Beide Gefühle sind die Gegenpole e i n e r Seele; die den Besitz verneinende Askese ist — christlich, die sklavische Abhängigkeit davon — jüdisch. Die Unabhängigkeit, die seelische Freiheit ist — Deutsch! Und eine Deutsche Seele erfüllte die Mutter Erich Ludendorffs. Diese seelische Haltung, diese über die Dinge erhabene Unabhängigkeit und Sicherheit, verbunden mit hochgradigem Pflichtbewußtsein und einer willensstarken Arbeitfreudigkeit, besaß auch Wilhelm Ludendorff. So mußte sich denn die Ehe dieser für einander geschaffenen Menschen glücklich gestalten.

Wilhelm Ludendorffs Landgut war nur klein. Es herrschte dort denkbar größte Einfachheit. Da für ihn die Landwirtschaft nicht etwa nur eine Beschäftigung war, sondern Arbeit und Erwerb im umfassenden Sinne bedeutete, da der Ertrag des Gutes und nicht

das repräsentative Aussehen die entscheidende Rolle spielte, gab es in Kruschewnia weder ein umfangreiches Wohngebäude, noch sonstige gärtnerische Anlagen, deren Unterhaltung den Aufwand von Geld beansprucht hätte, das nicht vorhanden war. Mit dem Tempelhoffschen Familiengut verglichen, mochte deswegen Kruschewnia auf den oberflächlichen Beobachter einen wenig ansprechenden Eindruck machen. Dieser Unterschied wurde denn auch eines Tages im Familienkreise und im Beisein Wilhelm Ludendorffs gesprächsweise gestreift. Zweifellos lag keine böse Absicht dabei zu Grunde. Die Besorgnis mochte der Anlaß gewesen sein. Aber Wilhelm Ludendorff schnitt diese Erörterungen sofort energisch ein für alle Mal ab, indem er sagte: „Es tut mir leid, daß ich meiner Frau kein Schloß zu bieten habe."

Die Verlobung des Paares hatte im Februar stattgefunden und die Hochzeit wurde für den Mai festgesetzt. Herr von Tempelhoff sah sein Lieblingskind nur ungern scheiden. Aber alle Versuche, den Zeitpunkt der Hochzeit hinauszuschieben, selbst eine in Aussicht gestellte Reise nach Italien, — für die damalige Zeit eine ganz bedeutende Angelegenheit, — vermochten Klaire v. Tempelhoff nicht zu bewegen, ihren Willen aufzugeben. Sie wollte ihrem Manne

bereits in der kommenden Erntezeit helfend zur Seite stehen.

Es ist in der Familie v. Tempelhoff nicht ohne Sorge erörtert worden, ob und wie sich die verwöhnte, in der Stadt aufgewachsene und an das Stadtleben gewöhnte Schwester nicht nur mit den beschränkten Verhältnissen in Kruschewnia, sondern mit dem arbeitreichen Leben auf dem Lande überhaupt abfinden werde. Zweifellos lagen diesen Erwägungen die gleichen Bedenken zu Grunde, wie sie jeder die Verhältnisse nach äußerlichen Eindrücken beurteilende Beobachter geäußert hätte. Aber wie wenig verstanden sich seit jeher Andere, — und wären es selbst Geschwister und Eltern — auf jene innigen Bande, welche liebende Menschen miteinander verknüpfen. Wie selten wird berücksichtigt, daß die Seele des Menschen oft erst durch das Erleben kongenialer Minne wahrhaft aufblüht, daß sich Eigenschaften, Kräfte entfalten, welche bislang ungeahnt und unbewußt in der Brust schlummerten. Zumal in einer Zeit, als das geistige Leben in Deutschland nach jener gewaltigen Flutwelle des Deutschen Idealismus bereits wieder zu verebben begann, als Materialismus und Liberalismus ihre ersten Fröste schickten und allmählich alle Verästelungen des Denkens mit einem zu-

nächst allerdings noch sehr hübschen und interessant aussehenden Rauhreif überzogen.

Wilhelm Ludendorff besaß außer seiner Arbeitkraft und seinem Landbesitz kein Vermögen. Der Schwiegervater hatte das Paar nicht im Zweifel darüber gelassen, daß sie ihren Hausstand mit eigenen Mitteln begründen müßten. Es mochte darin ein versteckter, unausgesprochener Widerstand gegen diese Ehe liegen, der, in diese Form gekleidet, vielleicht andere abgeschreckt hätte, der aber in diesem Falle völlig wirkunglos blieb. Wilhelm Ludendorff und Klaire v. Tempelhoff waren keine Menschen, die sich von derartigen Schwierigkeiten bestimmen ließen, wo es sich um die heiligste Erfüllung ihres Lebens handelte. So kam diese Ehe zustande, ohne daß irgendeine materielle Berechnung ihren kalten Schatten warf; aber gemeinsame Arbeit, rastlose Tätigkeit warteten an der Schwelle in die Zukunft. Nicht schreckhaft und drohend, sondern den Eintretenden vertraut; wegweisend zu einer Seelengemeinschaft, deren Wirkung sich später auf die Kinder übertrug und sie so fest mit den Eltern verband. Immer wieder liest man in dem Buche „Mein militärischer Werdegang", wie Erich Ludendorff, oft nur in einem Satze, schreibt oder durchblicken läßt, wie eng diese Verbindung mit den Eltern war. Tief, aber

beherrscht hat er als Kadett unter der Trennung gelitten. Er versäumte als Offizier keine Gelegenheit, seine Eltern in Berlin aufzusuchen, und war deshalb stets erfreut, wenn ihm seine militärische Laufbahn einen längeren Aufenthalt in dieser Stadt dienstlich ermöglichte. Fest mit der Heimat und dem Elternhaus verwurzelt, ist Erich Ludendorff auch in dieser Beziehung ein Vorbild für die Deutsche Jugend, wie es die Ehe seiner Eltern für alle Deutschen Menschen ist.

Das mehr als einfache, nur aus einem Erdgeschoß bestehende Wohnhaus in Kruschewnia war durch einen mit Dachpappe gedeckten Anbau vergrößert worden. Auf diese Weise waren die ursprünglichen sechs Räume des kleinen Hauses für Wohnzwecke frei geworden, indem man die Küche, den Treppenflur, die Vorratskammer und ein Mädchenzimmer in diesen Anbau verlegt hatte. Mit den beiden Giebelstuben unter dem Dache war der Raum somit für bescheidene Ansprüche eben hinreichend.

Von der näheren, von Bäumen beschatteten Umgebung des Hauses führte eine vom Hausherrn selbst angelegte kleine Brücke aus Birkenästen über einen Graben in den Garten. Hier befand sich ein großer Rasenplatz mit einigen Ziersträuchern. Eine Reihe solcher Sträucher war vor einer aus Feldsteinen gebauten Mauer angepflanzt, welche den Garten gegen die Dorfstraße abgrenzte. Das größere Stück des Gartens diente dem Nutzen. Beerensträucher, sauber angelegte Gemüsebeete und Obstbäume nahmen den übrigen Teil des eigentlichen Hausgrundstückes ein.

Da Wilhelm Ludendorff nicht nur die ganze Bewirtschaftung seines kleinen Landgutes selbst leitete, sondern persönlich überall zugriff, war seine Zeit, besonders während der Ernte, vollauf in Anspruch genommen. Die Tageseinteilung war daher bis ins Kleinste geregelt. Mahlzeiten, Arbeiten — alles verlief mit genauer Pünktlichkeit, denn nur so war es möglich, die große Arbeitlast zu bewältigen, mit einem Mindestmaß von Hilfkräften auszukommen und somit den notwendigen Ertrag der ganzen Wirtschaft sicher zu stellen. Man ist in Versuchung, in diesem geregelten Landwirtschaftbetriebe Wilhelm Ludendorffs jene gewisse, organisatorische Fähigkeit, gepaart mit einer charakterlichen Festigkeit, sie durchzuführen, zu erkennen, welche uns bei dem Feldherrn Erich Ludendorff ins Gigantische gesteigert und ins Weltgeschichtliche übertragen wieder begegnet.

Diese kurzen Andeutungen über die örtlichen Verhältnisse und die einfache Lebensweise in Kruschewnia werden bereits erkennen lassen, was diese Veränderung für die verwöhnte, in der Stadt aufgewachsene, junge Frau bedeutete. Nicht nur die Führung der Wirtschaft im engeren Sinne, des Haushaltes, war etwas ganz Neues und Ungewohntes, sondern das Landleben überhaupt. Dieses Leben, wo die Tage von morgens bis abends mit ununterbrochener Arbeit

ausgefüllt waren, wo nur selten bescheidene Vergnügungen eine Abwechslung mit sich brachten, wo selbst der Mann nur wenig Zeit fand, seiner Frau stets und überall eine entsprechende Unterstützung zu gewähren — das alles wäre vielleicht mancher jungen Frau zu viel geworden. Es gab nicht viele Feierstunden, es galt, sich einzuleben, einzufühlen in die vielen Einzelheiten und Unbequemlichkeiten des Landlebens, von denen der Städter so wenig Ahnung hat, wenn er sich dieses Landleben, von seinen sommerlichen Ausflügen zurückkehrend, so herrlich ausmalt und so beneidenswert vorstellt. Wir müssen uns nun noch erinnern, wie wenig damals die Erziehung der Mädchen auf eine spätere Selbständigkeit eingestellt war, welche heute der Frau eine nicht zu unterschätzende Hilfe bei der Erfüllung ihrer Aufgaben bietet. Wir müssen ferner bedenken, wie sich alle diese Schwierigkeiten inmitten einer vorzugsweise polnisch sprechenden Bevölkerung, im Umgang mit polnisch sprechenden Hilfkräften noch wesentlich vergrößerten. Wir werden dann um so mehr anerkennen müssen, welcher hohe Geist, welche seelische Kraft, welche Tatkraft diese jugendliche Hausfrau beseelte.

Und diese Kraft hat sie nie verlassen.

Wie sie sich hier mit klarblickender Umsicht in die schwierigen Verhältnisse des Landlebens fand, wie

sie mit freudigem Mut an ihre Aufgabe herantrat, so fand sie sich später in die sich noch schwieriger gestaltenden Verhältnisse des erneuten Stadtlebens zurück. Als nämlich infolge jener wahnwitzigen Agrarpolitik, wo die jüdisch und freimaurerisch beeinflußte Regierung, sozialdemokratischem Gelärme nachgebend, die mittlere Landwirtschaft zugunsten einer fortgesetzten einseitigen Industrialisierung zerschlug, konnte Wilhelm Ludendorff das später nach dem Verkauf von Kruschewnia bewirtschaftete größere Pachtgut nicht mehr halten. Die unter völlig anderen Verhältnissen vertraglich auf Jahre hinaus festgelegte Pacht war wegen jener, durch die Zollpolitik sinkenden Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse nicht mehr herauszuwirtschaften. So ging das aus dem Besitz in Kruschewnia gelöste Vermögen durch die auf dem neuen Pachtgut notwendig entstehenden Unterschüsse, trotz der angestrengtesten Arbeit, verloren. In Berlin, als Vertreter einer Hagelversicherunggesellschaft, versuchte Wilhelm Ludendorff mit unerschütterlicher Energie die Mittel für den Unterhalt der Familie und die Ausbildung der Kinder weiterhin zu erkämpfen.

Es langte nicht immer.

Da saß denn seine treue Frau, die Mutter des großen Deutschen Feldherrn, um die Weihnachtzeit bis in die späte Nacht hinein und nähte Puppenzeug

für die Berliner Spielwarengeschäfte, bis ihr die müden Augen den Dienst versagten. Diese einfache, aber so bezeichnende Tatsache war dem Deutschen Volk noch nicht bekannt. Die Deutschen haben jetzt Gelegenheit, darüber nachzudenken! Aber man mag dann auch bedenken, welche Folgen diese wirtschaftliche Lage der Eltern für den derzeitigen Leutnant Erich Ludendorff bedeutete. Angewiesen auf jene, in Anbetracht der mit dem Stand verknüpften Repräsentationpflichten, klägliche Leutnantsbesoldung, konnte er auf keine Zuschüsse seiner Eltern rechnen, die anderen Offizieren so oft das Verbleiben im Heere überhaupt erst ermöglichten. Er hat seine Eltern sogar noch unterstützt. Durch eiserne Sparsamkeit, durch Vermeidung jedes, noch so harmlosen, Ausgaben verursachenden Vergnügens, durch Fernbleiben von jeder kostspieligen Gesellschaft, fand der Leutnant Erich Ludendorff jedoch Zeit, sich mit Studien zu beschäftigen, welche nicht nur seine militärischen Kenntnisse erweiterten, sondern über das Maß des militärischen Fachwissens hinausgingen und ihm ein geistiges Blickfeld schufen, das sich weit über das seiner Kameraden ausdehnte. Man bedenke weiter, wie schwierig das Fortkommen in einem Heere war, wo nun einmal, wie damals, einflußreiche Verbindungen, gesellschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen und damit

auch ein gewisses Vermögen eine wichtige Rolle spielten. Aber man sieht auch hier, daß das wahre Genie seinen Weg macht und sich durchsetzt. Allerdings ist ein solcher Weg dornenvoll. Nicht immer reichen die Kräfte und die unerschütterliche Ausdauer. Niemals war Erich Ludendorff der Zögling oder der Günstling seiner Zeit. Er ging, den Blick auf Ziele gerichtet, die schwachsichtige Zeitgenossen nicht sahen, seinen Weg, ohne Unterstützung einflußreicher Förderer, bis man ihn in der Stunde der Not — allerdings viel zu spät — an die Spitze des Deutschen Heeres berief.

Man könnte auch in diesem Falle, mit Bezug auf alle derartigen fördernden Vettern- und Gevatterschaften, mit Schiller von dem Feldherrn sagen:

„— — — Man bedurfte deiner!
Die ungestüme Presserin, die Not,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient ist, die die Tat will, nicht das Zeichen,
Den Größten immer aufsucht und den Besten,
Ihn an das Ruder stellt — die setzte dich
In dieses Amt und schrieb dir die Bestallung.
Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geschlecht mit feilen Sklavenseelen
Und mit den Drahtmaschinen seiner Kunst —
Doch wenn das Äußerste ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr tut, da fällt
Es in die starken Hände der Natur,
Des Riesengeistes, der nur sich gehorcht,
Nichts von Verträgen weiß und nur auf ihre
Bedingung, nicht auf seine, mit ihm handelt!“

Doch wir haben bereits den Ereignissen weit vorgegriffen und sind über die Grenzen einer Jugendschilderung vorgedrungen. Wir müssen zurückkehren in die Zeit der jungen Ehe der Eltern des Feldherrn und zu den ersten Jahren ihres Zusammenlebens in Kruschewnia. Mit rührender Liebe und wahrer Ritterlichkeit der Seele führte Wilhelm Ludendorff seine junge Frau in den großen, ungewohnten Wirkungkreis ein. Er verstand es, ihr in der knappen Freizeit seines arbeitreichen Tages, die Versorgung der Tiere, die Behandlung des Obst- und Gemüsegartens in der einfachsten Form gesprächshafter Unterweisung so lebendig zu machen, daß sich die Städterin rasch in ihre neue Tätigkeit einlebte. Niemals ließ er sie den Umfang ihrer noch bestehenden Unkenntnis ahnen, damit sie nicht vor der Größe der ihrer harrenden Aufgaben zurückschreckte. Seine Hauptsorge war dabei, die Kräfte seiner jungen Frau zu schonen, die steigenden Lasten im Gleichgewicht mit den wachsenden Kräften zu halten, und es währte lange Zeit, bis er ihr erlaubte, mit ihm in der Morgendämmerung auf-

zustehen. Diese, von einem tiefen Gefühl zeugende Rücksicht ihres Mannes darf nicht vergessen werden, wenn sich die junge Frau zu einer erfahrenen Hausfrau eines solchen Landhaushaltes vervollkommnete. Ein besonders deutliches Beispiel, mit welcher Umsicht Frau Klaire in alle Angelegenheiten der Wirtschaft eindrang, zeigt ihr Handeln in einem, von der Wirtschafterin begünstigten Betrugsfalle bei der Milchverwertung. Man hatte vielleicht nicht erwartet, daß die junge, 19jährige, landwirtschaftlich ungeschulte Frau jemals hinter diese Schliche kommen werde. Eine zuviel aus der Stadt zurückgelieferte Milchkanne erregte den Verdacht. Die Antworten, welche Frau Klaire erhielt, schienen ihr nicht zusammenhängend zu sein, und sie wartete am nächsten Tage den zurückkehrenden Milchwagen einfach unterwegs ab. Nachdem sie sich von der Zahl der Kannen und dem Inhalt der Fuhre, überzeugt hatte, konnte der Wagen seinen Weg fortsetzen, und die junge Frau trat nach diesem so gewonnenen Einblick den Heimweg an. Zu Hause angekommen, wurde nun eine entsprechende Prüfung vorgenommen, die natürlich nicht ohne entsprechende Auseinandersetzung mit der „erfahrenen“ Wirtschafterin abging. Deren redselige Berufung auf ihre große Erfahrung und vieljährige Tätigkeit konnte die junge Hausfrau aber nicht an

der gründlichen Untersuchung des Tatbestandes hindern, und der Betrug wurde bald mit Hilfe der Rechnungbücher aufgeklärt. Es ist die bekannte Gepflogenheit vor der Ertappung stehender Betrüger, ihre Unaufrichtigkeit mit hochtrabenden Reden und gut oder schlecht gespielter Entrüstung über die zugemutete Handlungweise zu verschleiern. So war es auch hier. Der herbeigerufene Wilhelm Ludendorff machte allem Redeschwall der Wirtschafterin schnell ein Ende, indem er sie kurzerhand an die Luft setzte. Dieser Vorfall hatte jedoch zur Folge, daß das Haus in Kruschewnia plötzlich ohne Wirtschafterin war. Eine schwerwiegende Tatsache, aus der sich für den landwirtschaftlichen Betrieb große Schwierigkeiten ergeben mußten. Mochte Frau Klaire, erfreut über ihren Erfolg, diese Schwierigkeiten zunächst außer Acht gelassen haben, mochte der Ärger und diese Sorge ihren Mann in eine entsprechend gereizte Stimmung versetzt haben, das Ende dieses unerfreulichen Vorfalls war eine kleine Verstimmung zwischen den Ehegatten selbst. Die Freude seiner Frau stand im größten Gegensatz zu dem Ärger des Mannes, zu dem sich noch der Ärger über sich selbst gesellte, diese Unterschleife übersehen zu haben. Das war bei seiner Arbeitlast allerdings entschuldbar. Aber dieser Vorfall — und daher ist er erwähnenswert — sollte die

eigentliche Bahn für die Tätigkeit der jungen Frau erst richtig freimachen.

Anhaltende Verstimmungen zwischen den beiden Ehegatten gab es nicht. Bereits beim Mittagessen war der kleine Zwischenfall wieder ausgeglichen und man beriet die erforderlichen Maßnahmen, um den, aus der ausfallenden Tätigkeit der entlassenen Wirtschafterin erwachsenen Schwierigkeiten zu begegnen. Die unehrliche Hausgenossin war man los. Das war nun zwar, von den materiellen Schäden ganz abgesehen, schon an sich erfreulich. Aber die arbeitreiche Erntezeit stand vor der Tür, und es fehlte die wichtige Hilfe. Frau Klaire setzte sich jedoch mutig mit ihrer ganzen Kraft ein. Sie zeigte ihrem Manne, in welcher Weise sie mit verstärkter Tätigkeit einzutreten gedachte, bis eine neue Wirtschafterin gefunden war. Es gelang ihr auch mit ihrer klarblickenden, überzeugenden Zuversicht, alle Befürchtungen und Einwendungen ihres Mannes zu zerstreuen und sie freute sich auf diese Weise, wenn auch mit neuer, schwerer Arbeit und noch schwererer Verantwortung belastet, nunmehr in alle Zweige der Wirtschaft eindringen zu können. Mit unwiderstehlichem Tatendrang, mit kluger Umsicht ging die junge Frau zu Werke. Täglich an Erfahrungen reicher, mit eiserner Selbstbeherrschung, zäher Geduld und ausdauerndem Mut trat sie an die

schweren Aufgaben heran, die jetzt ihrer harrten, und sie löste sie! Die tiefe, gegenseitige Neigung und Liebe verlieh die erforderliche Kraft und verbunden mit der anspornenden Freude an der Leistung wurde dieses verantwortungvolle Wirken, die viele Mühe und die reichliche Arbeitlast eine Quelle reinen, ungetrübten Glückes.

Mit der Übernahme der neuen Tätigkeit begann auch ein neues Leben. Für Wilhelm Ludendorff hatte zwar bereits immer der Sonnenaufgang als das Zeichen des Aufstehens und des Beginnens der Arbeit gegolten. Da kein Inspektor vorhanden war, wie auf den größeren Gütern, so hatte er selbst alle die Aufgaben eines solchen zu versehen, zumal er überhaupt die Ansicht vertrat, der Leiter eines Unternehmens müsse auch der Erste bei der Arbeit sein. War Frau Klaire ihrem Manne auch darin zunächst gefolgt, so hatte sie sich doch von ihm überzeugen lassen, daß dieses Frühaufstehen für sie völlig überflüssig wäre. So war sie denn erst zum zweiten Frühstück erschienen, wenn ihr Mann um acht Uhr von seinen morgendlichen Gängen, wo er seinen Leuten Anweisungen gab, zurückkehrte. Das gemütliche Kaffeestündchen morgens vor der Glastüre des Gartenzimmers, welches sie sich, befangen von städtischen, aus Ferienstimmungen geborenen Anschauungen des Land-

lebens, so herrlich ausgemalt hatte, konnte sowieso nicht stattfinden, weil der Kopf eines tätigen Landwirtes nun einmal von ganz anderen Gedanken erfüllt ist, als sie zu einem solchen Idyll tauglich wären. Damit war es also nichts, und schließlich war die junge Frau doch ganz froh, ohne daß sie sich Vorwürfe zu machen brauchte, den Morgenschlaf genießen zu können, zumal sie es im Elternhause gewohnt gewesen war, lieber eine halbe Stunde länger zu schlafen, als früher aufzustehen, als es notwendig sein mußte.

Hier trat nun besonders eine grundlegende Änderung ein. Der Morgenschlaf wurde dem erweiterten Pflichtenkreis entsprechend, rücksichtlos, aber auch klaglos geopfert, trotzdem der Gatte auch jetzt noch aus Gesundheitrücksichten für seine Frau widersprach. Aber hier leistete die sonst so völlig nachgebende Frau Widerstand und erreichte, daß der Zeitraum eines Monats für diese Früharbeit zugestanden wurde. Es galt das große Ziel, die völlige Beherrschung der Landwirtschaft und aller ihrer Zweige zu erreichen. Im Kuhstall, Geflügelstall und allen anderen Ställen, — überall war die junge Frau zu finden, um nach dem Rechten zu sehen. Sie war unermüdlich und scheute sich keineswegs, bei allen Arbeiten selbst mit Hand anzulegen und tüchtig zuzugreifen. War die Milchwirtschaft nun schon das Gebiet gewesen, auf

dem sie zunächst durch ihren plötzlichen Eingriff diese Veränderung bewirkt hatte, deren Folgen ihre jetzige Tätigkeit war, so wurde dieser wichtige Zweig der Landwirtschaft nun auch besonders betreut. Das Melken wurde mit großem Eifer erlernt, und bald war der Blick so geschärft, daß der landwirtschaftliche Lehrling jede Kuh mit dem Blick des Meisters nach ihren milchspendenden Fähigkeiten beurteilen konnte. Überall wurde mit gleicher Gründlichkeit, mit gleichem Eifer verfahren. Aber damit war ja die Tätigkeit keineswegs erschöpft. Die verschiedenen Mahlzeiten mußten bestimmt und gerichtet werden. Der Garten durfte doch nicht vernachlässigt bleiben, und besonders der Gemüsegarten erforderte, falls er ertragreich sein sollte, eine mühselige Pflege und besondere Aufsicht. Die Erntearbeiten waren im vollen Gange. Deshalb war es unmöglich, eine Hilfkraft von den dort beschäftigten Landarbeitern abzugeben. Auch auf die ratende Hilfe des Mannes mußte immer mehr verzichtet werden, denn Wilhelm Ludendorff war in wachsendem Maße anderweitig beschäftigt. Nur die junge Schwester Henny, der wir diese ausführlichen Nachrichten aus jener Zeit verdanken, weilte mit einem vom Lande stammenden Hausmädchen der Tempelhoffs besuchsweise bei der Schwester und

beide halfen nach besten Kräften. Bezeichnend schreibt Henny v. Tempelhoff von jener Zeit:

„ — ich fühlte mich zwischen all diesen fleißigen Menschen wie in einer ganz neuen Welt. Derartiges hatte ich bisher noch nie gesehen oder erlebt.“ Wir sehen jedenfalls, wie unsinnig es war, wenn mit keiner Sachkunde, aber „bürgerlicher“ Verantwortunglosigkeit belastete Städter jene von den jüdischen Führern der damals aufkommenden Sozialdemokratie mit vollem M—und herausgeschrienen Phrasen vom „Ost-Elbier“, von „getreidewuchernden Agrarier“ nachblöckten und damit das Zustandekommen unsinniger Zollgesetze usw. beförderten, welche die hartarbeitenden Deutschen Landwirte um ihren sauer verdienten Ertrag brachten. Wir wissen heute, warum das geschah. Erich Ludendorff, der große Sohn jener beiden Menschen, welche sich von früh bis spät mühten, um dem Boden abzugewinnen, was das Deutsche Volk zum Leben brauchte, während jene Schreier nach dem 70er Krieg die schwindelhaftesten Aktiengesellschaften gründeten und das Volk betrogen, hat uns die Zusammenhänge gezeigt. Er hat den Wert und die Bedeutung der eigenen, heimatlichen Scholle als Kind tief erlebt. Er hat nicht nur als Feldherr diesen heiligen Deutschen Boden als Führer des heldenmütigen Deutschen Heeres

verteidigt, sondern er hat auch dem Volke die Erkenntnisse übermittelt, die dazu führen, den Deutschen Menschen aufs Neue mit diesem Boden zu verwurzeln.

Wilhelm Ludendorff war kein Landwirt, für den die Landwirtschaft eine „standesgemäße" Beschäftigung war, der sich morgens, nachdem er gut ausgeschlafen hatte, sein Pferd gesattelt vorführen ließ und, um sich Bewegung zu machen, auf die Felder hinausritt. Der Jagden veranstaltete, bei denen die üppigen Jagdfrühstücke mit höchsten und allerhöchsten Herrschaften den oft nicht sehr hohen „Höhepunkt" bildeten, der sich von den Inspektoren Vorträge über den Fortgang des Betriebes halten ließ, für den er sich nur soweit interessierte, weil er einen guten Vorwand abgab, von Zeit zu Zeit in Berlin zu erscheinen, um dort würdig an landwirtschaftlichen Sitzungen und Besprechungen u. dergl. teilzunehmen, die nur zu oft sehr unwürdig beschlossen wurden. Zweifellos hat es auch solche „Typen" gegeben. Sie wurden willkommenes und billiges Agitationmaterial für die Sozialdemokratie und ihre Nachbeter und Nachtreter im bürgerlich-liberalistischen Lager; auf sie wurde gedeutet bei der Hetze gegen die Deutsche Landwirtschaft vor dem Kriege, deren Ziel war, das Deutsche Volk um die Möglichkeit zu bringen, sich während



Ludendorffs Verlag Bildarchiv

Das Geburthaus Erich Ludendorffs in Kruschewnia (vor dem Umbau)
× das Geburtzimmer



dieses, von den überstaatlichen Juden und Römlingen geplanten und herbeigeführten Krieges selbst zu ernähren. Nicht nur der verlorene Krieg, noch nicht zu übersehende Folgen für unterernährte Geschlechterreihen kennzeichnen dieses verbrecherische Treiben jener gewissenlosen Hetzer.

Wilhelm Ludendorffs Tätigkeit beschränkte sich nicht auf die verantwortungvolle Leitung seiner Wirtschaft im umfassenden Sinne. Er griff selbst mit eigener Hand zu und setzte oft die Arbeit eines Knechtes oder Tagelöhners fort, weil dessen Einsatz an anderer Stelle notwendig war. Wenn uns von Henny v. Tempelhoff als eine besondere Eigenschaft Wilhelm Ludendorffs der Stolz genannt wird, so verstehen wir auch die Ursache und das Wesen dieses Stolzes. Es war der ruhige Stolz, welcher unsere Vorfahren vor der Einführung des Christentums beseelte, die frei auf ihrem freien Grund und Boden saßen. Nicht nur äußerlich, auch seelisch verkörperte dieser Mann beste Deutsche Mannesart. Er ist denn auch nicht etwa ein Mensch gewesen, der in stetem Ernst nur Arbeit kannte und gegen alles Andere verschlossen war. Es ist uns berichtet, daß er sehr gerne scherzte und außerordentlich heiter sein konnte. Aber bei seinem hohen Verantwortungbewußtsein ging ihm die Pflicht über alles, — war alles getan, dann trat auch die Freude in ihre Rechte.

Frau Klaire war inzwischen ihrem Ziel, die kenntnisreiche und gute Hausfrau eines Landhaushaltes zu werden, nähergekommen. Heiter und begleitet von der hohen Freude über das Gelingen und über ihre erfolgreichen Fortschritte, hatte sie diesen schweren Weg mit unveränderter Ausdauer verfolgt. Allerdings war das schöne Antlitz der unermüdlich tätigen Frau etwas blaß und schmal geworden. Aber wenn dieser Umstand ihre schöne Erscheinung wirklich beeinträchtigt hätte, so würden die glückstrahlenden, leuchtenden Augen diesen Mangel um ein vielfaches wieder ausgeglichen haben. Stolz und glücklich sahen sich die beiden Gatten in die Augen und die anfängliche Sorge wegen einer Überanstrengung war bald zerstreut.

Fröhlich gestimmt über diese Erfolge seiner tapferen Frau, bat Wilhelm Ludendorff, daß für den folgenden Tag, gewissermaßen um das Ereignis zu feiern, bestimmte Kuchen gebacken werden sollten, welche er in seinem Elternhause so gerne gegessen hatte. Diese „Kardamumplätzchen“, wie diese Kuchen

genannt wurden, trugen diese Bezeichnung von einem schmackhaften, sehr ergiebigen Gewürz. Frau Klaire war dieses „Kardamum“ zwar völlig unbekannt, aber sie wollte natürlich ihrem Manne den Wunsch gerne erfüllen, und außerdem war Unkenntnis der Einzelheiten natürlich kein Hinderunggrund, diese „süße“ Sache ins Werk zu setzen. Bald war unter den vorhandenen Rezepten das gefunden, welches bei Erfüllung der Vorschriften die Herstellung dieser Plätzchen gewährleisten sollte. Alles Erforderliche war im Haushalt vorhanden, bis auf dieses unbekannte, seltsame Gewürz, dessen Namen der Kuchen trug. Von Posen mußte diese Seltenheit mit dem Milchwagen besorgt werden. Am nächsten Tage wurde eine riesige Tüte abgeladen und es stellte sich heraus, daß die Hausfrau statt sechzehn L o t , sechzehn P f u n d von diesem sehr leichtwiegenden, unbekannten Kardamum bestellt hatte. Da von diesem Gewürz nur einige Lot gebraucht wurden, so hätte man also genug davon gehabt, um bis ans hochbetagte Lebensende solche Plätzchen backen zu können. Aber dieses Kardamum besaß die unerfreuliche Eigenschaft der Treulosigkeit, d. h. in diesem Falle seine auszeichnende und begehrte Würze in verhältnismäßig kurzer Zeit zu verlieren. Die jeder Vergeudung an sich abholde Hausfrau wurde jedoch in Sachen ihrer nicht sehr reich

ausgestatteten Wirtschaftkasse schwer getroffen, als man ihr eine Rechnung von 16 Talern für dieses, sich so undankbar schnell verflüchtigende und somit rettunglos verlorene Gewürz, überreichte. Die geschicktesten „Finanztransaktionen" und „Überbrückungkredite" mußten hier völlig wirkunglos bleiben. Sie konnten den Zusammenbruch einer tadellos geführten Wirtschaftkasse zwar aufhalten, aber nicht verhindern. Das sonst so lustige Geschäft des Kuchenbackens vollzog sich daher in ernsthafter, feierlicher Stille. Auch das erfreuliche Gelingen der sich auf den Tellern häufenden kleinen Kuchen, deren würziger Duft der unglücklichen Hausfrau die finanzielle Katastrophe mittels des Geruchsinnes fortgesetzt von Neuem ins Bewußtsein rief, konnte daran nichts ändern, sondern bewirkte sogar einige Tränen. Wilhelm Ludendorff bemerkte am Abend beim Auftragen der „teuren" Kuchen die sichtbare Bekümmernis seiner Frau, deren Ursache er ahnunglos auf ein Mißraten des Gebäcks zurückführte und zu zerstreuen glaubte, als er nach einer Kostprobe seiner Zufriedenheit lebhaften Ausdruck gab. Kleinlaut und voll Ärger über ihre Dummheit, wie sie es nannte, erstattete die unglückliche Hausfrau Bericht. Die beiden Gatten stellten übereinstimmend fest, daß die Kuchen zwar sehr schön, aber ein wenig zu teuer wären. Doch es war bald ein Aus-

gleich gefunden, indem man die Möglichkeit erwog, dem Händler das überschüssige Kardamum zurückzugeben um auf diese Weise einen Schaden zu verhüten. Bald scherzte man vergnügt über diesen drolligen Vorfall und schließlich gelang es Frau Klaire noch ihren Mann zu veranlassen, den immerhin etwas peinlichen Brief an den Händler in Posen wegen der Zurücknahme der Ware zu schreiben. Am folgenden Tage konnte die 16-Talerrechnung dann mit einer 16-Silbergroschenrechnung vertauscht werden und der „Etat" der Hausfrau war gerettet.

Mit dieser „würzigen" Geschichte des Kuchenbackens brechen die Erinnerungen Henny v. Tempelhoffs zunächst einmal ab, um von ihr selbst erst nach vier Jahren wieder aufgenommen zu werden. Mit diesen Erinnerungen mußten wir also in Ermangelung anderer Quellen das junge Ehepaar Ludendorff in Kurschewnia verlassen, um erst mit den Aufzeichnungen wieder dorthin zurückzukehren. Inzwischen hatten sich wichtige, — ja, man kann im Hinblick auf die Geburt Erich Ludendorffs sagen — „weltbewegende" Dinge ereignet. Weltbewegend, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das kleine, hilflos in seinem Bettchen liegende Kind, als Mann die russische Armee bei Tannenberg vernichtete und durch weitere siegreiche Schlachten auch jenen Fleck Deutscher Erde

vor der Überschwemmung durch feindliche Truppen bewahrte, wo seine Wiege gestanden. Wenn auch Erich der zweite Sohn und das dritte Kind war, so sagt Henny v. Tempelhoff, „daß der kleine Erich mit seinem süßen Gesichtchen der erste echte Sohn seines schönen Mütterleins war."

Irgend jemand hat einmal die Bemerkung gemacht, daß alle großen Menschen bedeutende Mütter gehabt hätten. Man darf jedoch nicht mit dem Begriff „Bedeutung" einseitig das Merkmal literarischer Produktionen oder künstlerischer Betätigung verbinden. Der überspitzte Intellektualismus hat hier eine seiner unsinnigsten Folgerungen gezogen, indem er der Bedeutung eines Menschen nur auf solchem Gebiet ein Heimatrecht zuerkannte. Wenn wir auch eingangs einer schematischen Behandlung in Fragen der Vererbung elterlicher Anlagen auf die Kinder nicht zustimmen konnten, so folgt daraus noch nicht, daß hier überhaupt keine Beziehungen anzutreffen sind. Das Wirken des Rasseerbgutes, das göttliche Werdegeheimnis ist nicht in logische, von der Vernunft ersonnene Formeln und Berechnungen einzuspannen. Wir können nur feststellen, d a ß es wirkt und zwar wesentlich wirkt, aber niemals diesen Wirkungbereich, die Ausdehnung und den Grad dieser Wirkung von einer Generation bis zur anderen errechnen.

Dagegen ist nur sicher, daß die Richtung dieses Rasse- und persönlichen Erbgutes im Grunde unwandelbar ist, was jedoch wiederum eine Beeinflussung, welche bis zur Verschüttung führen kann, nicht ausschließt. In diesem Sinne war es notwendig, soweit bei der Dürftigkeit bisheriger Quellen überhaupt möglich, die Eltern des Feldherrn durch ihr Wirken zu kennzeichnen. Was hier angedeutet werden konnte, genügt, um gewisse Charakterzüge und -anlagen erkennen zu lassen, welche wir bei dem Feldherrn Erich Ludendorff teilweise in ungeheurer Steigerung, als jenes Mehr wiederfinden, welches eben unter Genialität verstanden wird. Zweifellos wird niemand der Mutter Bedeutung und Größe absprechen wollen, wenn man nicht diese Eigenschaften lediglich auf Gebieten sucht, wo man sie, wenn von Vererbung die Rede ist, durchgehends nicht findet. Denn die Nachkommen von den in diesem eingeschränkten Sinne bedeutend genannten Menschen, sind fast nie selbst bedeutend gewesen. Dagegen haben die anerkannt bedeutenden Menschen in fast allen Fällen Eltern gehabt, denen Bedeutung in jenem weiteren Sinne zugesprochen werden muß, wie wir dieses bei dem Ehepaar Ludendorff getan haben und tun konnten. Ein treffender Vergleich wären in dieser Beziehung die

Eltern Schillers. Wir sind uns der Unzulänglichkeit derartiger „Vergleiche“ völlig bewußt, und diese Erwähnung soll auch weniger ein B e weis als ein H i n - weis sein. Wir können bei Schiller das Erbgut seiner Eltern in den Richtungen deutlich erkennen. Dabei ist natürlich zu bemerken, daß der umfassendere Geist des Sohnes hinzutritt, wie er sich in den Werken offenbart. Eine auffallende Festigkeit des Charakters und ein vorwärtsdrängendes Streben hat Schillers Vater bei einem Hang zur Schriftstellerei ausgezeichnet, während die Wirkung der edlen Weiblichkeit und Eigenart von Schillers Mutter, ohne weitere Erklärungen dafür zu suchen, denen, die sie kannten, nie aus dem Gedächtnis entschwand.

Der Zug ins Große, ins Bedeutende begegnet uns in der Mutter des Feldherrn. Mit welcher Tatkraft diese Frau wahrlich große Schwierigkeiten meisterte, mit welcher in sich selbst ruhenden Sicherheit sie über den Dingen stand, ist angedeutet worden, kann aber nur durch tiefes Hineindenken in die obwaltenden Umstände wirklich erkannt werden. Auf diese Frau trifft das Dichterwort zu: „Groß kann sich der Mensch im Glück, erhaben erst im Unglück zeigen.“ Denn dieses Unglück ist ein Feuer, in dessen Glut sich das edle Metall von allen anhaftenden Schlacken trennt, wo

es sich dann in den meisten Fällen allerdings zeigt, daß eben nur Schlacke vorhanden war.

Diese Frau war stets dieselbe; ob sie im Glanze vergötterter Schönheit inmitten eines Überflusses im elterlichen Hause stand, ob sie in Kruschewnia in rastloser Emsigkeit und nie ermüdender Tatkraft landwirtschaftlicher Arbeit nachging oder im Unglück in Berlin Puppenzeug nähte, um die Erziehung ihrer Kinder sicher zu stellen. Eine Deutsche Frau und Mutter, die es an sich schon verdient, in gebührender Erinnerung zu bleiben. Damit soll nicht etwa bezweifelt werden, daß es nicht noch viele solcher Frauen im Deutschen Volke gibt. Unbekannt, unbeachtet vollendet sich das Leben mancher dieser Frauen. Hier richtig zu werten, hier zu erkennen, ist natürlich nicht möglich, wenn man in den Sumpf einer orientalischen, vom Christentum eingeschleppten und ins „Heilige“ erhobenen Frauenverachtung hineingewatet ist. Nicht in der verpesteten Haremsatmosphäre des Mittelmeeres, in der sog. sotadischen Zone, konnte die Achtung vor dem Weibe entstehen, sondern sie wuchs im Norden, im Schatten Deutscher Eichen, sie war der Deutschen Seele artgemäß. Es ist die ungeheuerlichste Verdrehung der Kulturgeschichte, die Verwechslung von Ursache und Wirkung, wenn

man die immer wieder durchbrechende Deutsche Auffassung von der Frau den Wirkungen des jüdischen Christentums zuschreibt. Denn es ist ein Beweis für ganz bestimmte Äußerungen der lebendigen Deutschen Volkseele, wenn diese Achtung trotzdem noch vorhanden ist.

Die Namengebung Erich Ludendorffs, damals leider noch mit einer christlichen Taufe verbunden, vollzog sich zwar nicht mit einer rauschenden, aber doch immerhin mit einer für das stille und einfache Leben in Kruschewnia bedeutenden Festlichkeit. Der kleine Täufling ließ sich ganz ruhig, sogar ohne das übliche protestierende Geschrei zu erheben, in die „christliche Gemeinschaft“ aufnehmen. Der Protest sollte sich später beim Austritt zu einem gewaltigen Weckruf gestalten, der echolösend durch die Deutschen Lande scholl, von den rasseerwachten Deutschen gehört wurde und in seiner Wirkung eine geschichtliche Bedeutung gewann. Es zeigte sich auch hier, daß Blut dicker als Wasser war.

Der Feldherr schrieb in seinem Werke „Mein militärischer Werdegang“ über die kirchliche Einstellung der Eltern und seiner kirchlichen Erziehung:

„In Groß-Lichterfelde wurde ich konfirmiert. Die Konfirmation hat keinerlei Eindruck auf mich gemacht. Ich habe damals wohl überhaupt nicht über die christliche Lehre nachgedacht, die Eltern waren

keine Kirchenbesucher. Im Kadettenkorps wurden wir sonntäglich in die Kirche geführt. Doch das war „Dienst", wie jeder andere Dienst, und so werde ich wohl die Konfirmation als Dienst aufgefaßt haben. Genau so wie es Dienst war, wenn ich als protestantischer Offizier später in Wesel römischgläubige Soldaten in ihren Gottesdienst zu führen hatte, ohne mir Kopfzerbrechen darüber zu machen, welch schwerer unsittlicher Zwang, welch Gleichgültigmachen in den für jeden Menschen so ernsten Glaubensdingen, in solchem „in die Kirche kommandiert werden" lag. Meine Mutter war zu meiner Konfirmation nach Groß-Lichterfelde gekommen. Ich sagte ihr am Abend enttäuscht, ich wäre ja genau so wie am Morgen vor der Konfirmation, es hätte sich ja nichts geändert. Meine Mutter meinte darauf, ja, so ist es auch."

Trotzdem Ludendorffs keinen großen Verkehr unterhielten, war das Haus mit Gästen überfüllt. Die meisten Gäste waren die häufigsten Besucher des Hauses, Offiziere aus Posen, mit denen Wilhelm Ludendorff durch gemeinsame, militärische Interessen in engerer Verbindung stand als mit den Gutsnachbarn. Dieser Umstand löst die Frage aus, warum dieser Mann, der weit mehr Soldat als Gutsbesitzer war, nicht in den militärischen Dienst trat, nachdem er bereits als Reserveoffizier mit dem Militär in

enger Verbindung stand. Vielleicht hatte ihn der wiederholte Aufenthalt auf dem Lande bei entfernten Verwandten den Beruf des Landwirtes erstrebenswert erscheinen lassen, während er den Soldatenstand erst während und nach der militärischen Dienstzeit kennen und lieben lernte. Ein Schwanken im einmal gefaßten Entschluß lag nicht in der Natur dieses willensstarken Menschen. Somit harrte er auf dem Posten aus, auf den er sich selbst gestellt hatte, und versuchte, hier seine Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. Er blieb jedenfalls zeitlebens mehr Soldat als Landwirt. Wenn Henny v. Tempelhoff von ihm schreibt: „Es ist uns ein ungelöstes Rätsel gewesen, warum er diesen Beruf gewählt hat", so fällt uns unwillkürlich jenes Nietzsche-Wort ein: „Was der Vater schwieg, das kommt im Sohne zum Reden, und oft fand ich den Sohn als des Vaters entblößtes Geheimnis." Was bei Wilhelm Ludendorff „Rätsel", „Geheimnis" geblieben war, die unerfüllte Liebe zum militärischen Beruf, der nicht Tat gewordene Wunsch, Soldat zu sein, was in seinem Inneren „schwieg", das kam in seinem Sohne „zum Reden". Dieser Sohn ist der größte Deutsche Soldat geworden, welchen die Deutsche Geschichte kennt! Was dem Vater versagt geblieben war, sollte sich in dem Sohne erfüllen, und deswegen wurde diesem die Bestimmung, Offizier

zu werden, „sozusagen in die Wiege gelegt". Es ist vermutet worden, daß diese Bestimmung früher getroffen wurde, als die Namengebung erfolgte. Die Namen Friedrich-Wilhelm erhielt das Kind in Anbetracht der großen Verehrung des Hohenzollernhauses seitens des Vaters, also aus dem gleichen Gedankengang, aus dem der Philosoph Nietzsche diese gleichen Namen bekam. Mit dem Rufnamen Erich verbanden sich Erinnerungen an einen Vorfahren der väterlichen Großmutter, den König Erich XIV. von Schweden.

Während die eigentliche Veranlassung zu dieser Festlichkeit, das Kind, ahnung- und teilnahmlos alles über sich ergehen ließ, lag die Hauptlast der Verantwortung auf der jungen Mutter, die sich ihrer Aufgabe, unter Beihilfe der inzwischen neu eingestellten Wirtschafterin, Frau Streich, widmete und sie zur allgemeinen Zufriedenheit der Gäste löste. Es wird gerühmt, daß die Ehegatten Ludendorff, ohne jemals üppige Feste zu feiern, derartigen Gesellschaften ohne jeden besonderen Aufwand eine vollendete Form zu geben verstanden, so daß weder der verwöhnteste Mensch etwas vermißte, noch irgendeiner der Gäste sich unbehaglich gefühlt hätte. Die Gabe des Hausherrn, mit Ernst und Frohsinn die Unterhaltung auf allen Gebieten führen zu können, den Gesprächen bald eine

interessante, bald eine scherzfrohe Wendung zu geben und in geschickter Weise alle Beteiligten anregend in den Wortwechsel hineinzuziehen, trug dazu bei, daß es jeder als Vorzug und Gewinn betrachtete, im Hause Ludendorff geladen zu sein. So war Kruschewnia nicht nur der Ort pflichttreuester Arbeit, sondern seine Bewohner verstanden es ebenfalls, Feste zu feiern, deren nachhaltiger Eindruck jedem unauslöschlich in der Erinnerung blieb.

Nicht lange Zeit nach dieser Taufe brach die Kinderkrankheit des Keuchhustens unter der kleinen Bevölkerung von Kruschewnia aus. Der vierjährige Richard hatte damit begonnen und bald war die zweijährige Else ebenfalls angesteckt. Aber die bei den „größeren" Kindern gutartig verlaufende Krankheit übertrug sich auch auf den kleinen Erich und war für diesen mit einer gewissen Lebensgefahr verbunden. Hilflos lag das Kind im Wagen und wurde von seiner jugendlichen Tante Henny, welche ihrer Schwester hilfreich zur Seite stand, mit sorgender Aufopferung betreut. Eine heutigen Städtern seltsam vorkommende Heilung wurde auf Anraten des Landarztes angewandt. Die ganze kleine Gesellschaft mußte unter Führung und Aufsicht der sorgenden Tante in den Schafstall übersiedeln und dort ihre

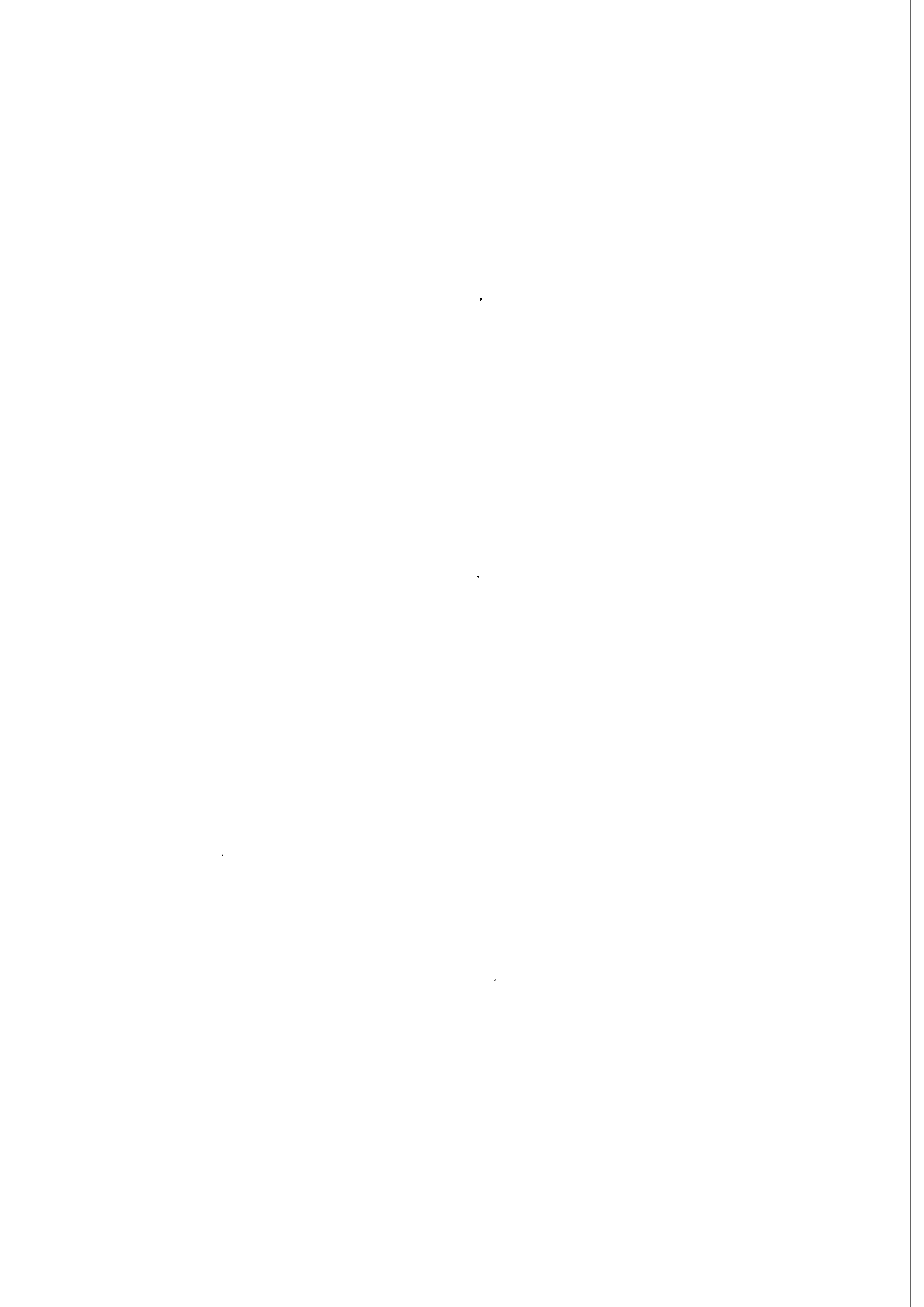
Tage verbringen. Die Luft dieses Stalles übte durch das in den Stallausdünstungen reichlich vorhandene Ammoniak eine so gute Wirkung aus, so daß die Gefahren bald behoben waren. Während die beiden „großen" Kinder diesen Aufenthalt sehr vergnüglich fanden und sich durch Klettern und andere Freuden, die solcher Stall bot, die Zeit vertrieben, lag der kleine Erich im Wagen und schlug, von seiner Tante unterstützt, eine ermüdende Abwehrschlacht gegen die hartnäckig in dichten Geschwadern heranziehenden Fliegen. Ein Kampf, der ohne die schützenden Hindernisse überdeckender Schleier, „Mann gegen Mann" bestanden werden mußte, um den freien Hinzutritt der heilenden Luft nicht abzusperren.

Dieser Posten war für Henny v. Tempelhoff nicht leicht auszufüllen. Jeder wird sich vorstellen können, welche herrlichen Klettergelegenheiten hier vorhanden waren, besonders da es eine Leiter gab, welche bis zu den Deckenbalken reichte, wo die Schwalben ihre Nester angelegt hatten und, ein- und ausfliegend, den Kleinen Futter zutrugen. Daß der Junge in angeborener Ritterlichkeit und in tiefer Ehrfurcht vor der Natur, den kleinen Vögeln nichts tat, hatte die Hüterin bald herausgefunden. Doch mochten ihr die Klettereien vielleicht oft etwas verwegen vorkommen,



Ludendorffs Verlag Bildarchiv

Erich Ludendorff im dritten Lebensjahre



wenn auch die Eltern Ludendorff auf dem richtigen Standpunkt standen, daß es besser wäre, ein Kind klettern zu lassen und seine Geschicklichkeit zu üben, als durch ein nie durchzuführendes Verbot, in der Ungeschicklichkeit zu belassen und so gegebenenfalls in weit größere Gefahr zu bringen.

Das Kriegsjahr 1866 war inzwischen herangerückt. Das mächtige Aufblühen des „Ketzerstaates“ Preußen hatte eine Aktion der römischen überstaatlichen Politik ausgelöst. Äußerlich trat der Konflikt zwischen Österreich und Preußen als Folgen der Unzuträglichkeiten in der Schleswig-Holsteinischen Frage in die Erscheinung. Die süddeutschen Staaten und Hannover schlossen sich Österreich an, und es ergab sich eine ähnliche Koalition gegen die Hohenzollern-Monarchie, wie sie gegen den Alten Fritz bestanden hatte, mit dem Unterschied, daß sich die übrigen europäischen Großmächte jetzt fernhielten. Von den jesuitischen Machenschaften, welche bei diesem Feldzug, dem eigentlichen Vorspiel zu dem Deutsch-französischen Kriege 1870 bis 1871, wirksam waren, fehlten damals noch die näheren Kenntnisse, erst recht die Ahnung von den Zusammenhängen. Erst Erich Ludendorff hat uns diese in ihrer ganzen verhängnisvollen Tragweite übermittelt. Wilhelm Ludendorff erhielt seine Einberufungorder und begab sich über Berlin nach seinem Bestimmungort Merseburg. Man wird bereits aus

dem Mitgeteilten entnehmen können, mit welchen Empfindungen dieser Mann, der mit allen Fasern seines Herzens am Soldatentum hing, ins Feld zog. Er hatte nur einen Kummer, daß es vielleicht trotz der Mobilmachung nicht zum wirklichen Kriege kommen würde. Aber ganz abgesehen von seiner persönlichen Neigung, war es für ihn eine selbstverständliche Pflicht, alle persönlichen Schwierigkeiten in dem Kampfe für die Verteidigung und Größe des Vaterlandes zurückzustellen. Er hätte in seiner Eigenschaft als Landwirt und Familienvater, der als Vertreter nur seine junge Frau zurückließ, zweifellos sofort eine Befreiung vom Heeresdienst erreichen können. Aber auch ohne die ihn erfüllende Begeisterung und Neigung, hätte er einen solchen Zustand nicht ertragen, während Andere ins Feld zogen und ihr Leben hingaben. Seine Begeisterung wurde jedoch sehr bald erheblich abgekühlt, als man ihn zu einer Besatzungschwadron nach Erfurt kommandierte. Das war eine schwere Enttäuschung! Hier waren keine Kämpfe zu bestehen und auch keine Feinde zu erwarten. Mißmutig und ärgerlich über diese Verwendung in tiefster Etappe, faßte er vorübergehend den Gedanken, sich infolge der ihn wenig befriedigenden und noch weniger zusagenden Tätigkeit durch ein Gesuch von

dieser Art Dienstpflicht zu befreien. In diesem Falle schienen ihm die Aufgaben seines Berufes und seine Anwesenheit in Kruschewnia wichtiger zu sein. Aber als der erste Unmut verflogen war, brach der soldatische Geist wieder durch und rief ihm ins Bewußtsein zurück, daß ein erteilter Befehl auszuführen war, auch wenn er nicht den Neigungen des Befohlenen entsprach. Die Disziplin behielt in diesem Kampfe zwischen Wollen und Sollen die Oberhand, wie es nun einmal den notwendigen Erfordernissen des Soldatentums entsprach. Es dauerte zunächst noch einen Monat bis der Krieg endgültig erklärt wurde. Die Schwadron führte in Gispersleben bei Erfurt ein garnisonmäßiges Leben und die Ereignisse nahmen einen so geregelten und friedlichen Verlauf, daß Frau Klaire ihren Gatten dort besuchen konnte. Beruhigt und zufrieden über den Aufenthalt und die Tätigkeit ihres Mannes hatte Frau Klaire am 18. 6. die Rückreise angetreten, um zur beginnenden Heuernte wieder in Kruschewnia anwesend zu sein. Da änderte sich jedoch die Kriegslage und führte Wilhelm Ludendorff schneller auf den Kriegsschauplatz, als er gehofft hatte und als es vorauszusehen war. Das Königreich Hannover trat der Koalition gegen Preußen bei, und diese Tatsache machte die Entsendung preußischer Truppen und den sofortigen Einmarsch in dieses Land

notwendig. Für uns sind heute diese Verhältnisse, wo Deutsche gegen Deutsche kämpften, kaum noch vorstellbar und geradezu grauenhaft. Erst unter dem Eindruck dieser Tatsache erscheint uns das politische Einigungwerk Bismarcks im richtigen Lichte und bringt uns die ungeheure Bedeutung der Schöpfung eines Großdeutschlands durch Adolf Hitler so recht nahe. War die Schöpfung des geeinten Deutschen Kaiserreiches schwer, so war die Erhaltung desselben allerdings noch schwerer. Diese Erhaltung war nicht gewährleistet, solange nicht jene Mächte erkannt und bekämpft wurden, welche den von ihnen nicht gewünschten Bau dieses Reiches planmäßig, von innen unterwühlten, als er durch die Tapferkeit des Deutschen Heeres und seiner Führer äußerlich vollendet war. Diese endgültige Aufgabe zu zeigen, die Wege zu einer völkischen Einheit des Deutschen Volkes zu beschreiten, war dem Manne vorbehalten, dessen Vater damals für den Kampf um die politische Gestaltung in die Schlacht von Langensalza zog.

Nach verschiedenen Scharmützeln und kleineren Gefechten wurde die Hannoversche Armee durch die Preußen eingeschlossen und streckte die Waffen. Dieser erfreuliche Erfolg beendete den hannoverschen Feldzug. Das Königreich Hannover wurde besetzt und das Land als Provinz dem preußischen Königreiche

einverleibt. Die Erfurter Schwadron des 12. Husarenregiments hatte zwar keine in die Augen springenden Heldentaten verrichtet, aber sie hatte sich bei dem bekannten tagelangen Suchen nach der hannoverschen Armee, durch kühne Patrouillenritte und andere Husarenstückchen besonders ausgezeichnet. Diese Erlebnisse zählten später zu den schönsten Erinnerungen Wilhelm Ludendorffs. Ein flacher Säbelhieb, der ihn am rechten Arm traf, verursachte zwar heftige Schmerzen, doch blieben keine weiteren Folgen zurück. Das rasche Ende des Kampfes war ihm insofern lieb, als er vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten verschiedene hannoversche Offiziere in Stade kennengelernt hatte, mit denen er jetzt wieder in so ganz anderer Veranlassung in Berührung kam. Im übrigen führte er diesen Kampf Deutscher gegen Deutsche nur ungern. Der seelische Zwiespalt eines solchen Kampfes ist verständlich und aus den seelischen Gesetzen nur zu begreiflich. Es dauerte noch einige Monate bis die Truppen aus Hannover zurückkehrten, wo sie als Besatzung verblieben waren. Wilhelm Ludendorff erlebte bei der Abnahme der den Hannoveranern auferlegten Lieferung von Pferden noch vielen Ärger.

Inzwischen hatte die Schlacht bei Königgrätz am 3. 7. 1866 den Krieg zugunsten Preußens entschieden.

„Die Welt geht unter", meinte damals der Kardinal-Staatssekretär erschreckt und bestürzt, als diese Donnerbotschaft des preußischen Sieges an die Mauern des Vatikans schlug. Der Krieg war anders verlaufen, als die Drahtzieher in Rom erwartet und gewünscht hatten. Der Ausgang dieses Krieges rettete den Protestanten in Süddeutschland und am Rhein das Leben, welche — wie dies später festgestellt wurde — im anderen Falle verabredetermaßen erschlagen, bzw. entrechtet werden sollten. Aus dieser vor Gericht erwiesenen Tatsache erhalten die Beziehungen der Romkirche zu den politischen Ereignissen jener Zeit eine entsprechende Beleuchtung.

In Kruschewnia hatte man natürlich alle Hände voll zu tun, um den fehlenden Hausherrn zu ersetzen. Da man durch die Zeitung von der Schlacht bei Langensalza gehört und Frau Klaire kaum zweifelte, daß ihr Gatte an den Kämpfen teilgenommen hatte, so gesellte sich zu der vielen verantwortungvollen Arbeit noch die quälende Sorge um den geliebten Mann. Aber Frau Klaire bewahrte auch jetzt, wie immer, Haltung und Fassung. Bald entrissen einige kurze Zeilen des Gatten sie jeder zweifelnden Angst, und am Ende des Augustmonats sah sich die Familie in Kruschewnia wieder vereint. Die Wiedersehensfreude war natürlich groß. Kaum erkannte der kleine Erich

seinen Vater nach dieser langen Abwesenheit wieder. Aber bald war das Vertrauen zu dem plötzlich wieder in der Vorstellung des Kindes auftauchenden bärtigen Mann hergestellt. Die Freude der „größeren“ Kinder mochte sich vielleicht auch nach Kinderart mehr auf den mit diesem Ereignis der Wiederkehr verbundenen „Tumult“ im Hause erstrecken. Sie hatten eigentlich gar keine Gelegenheit gehabt, den Vater wirklich zu vermissen. Das Leben im Hause war in gewohnter Weise verlaufen, und bei der umfangreichen Tätigkeit ihres Vaters, die jenem kaum gestattete, sich den Kindern in ausgiebiger Weise zu widmen, war die dreimonatliche Abwesenheit wohl noch nicht wesentlich bemerkt. Aber auch für den Vater war bei aller Liebe für seine Kleinen, bei aller Freude, sie munter und gesund wieder zu haben, das größte Glück die Wiedervereinigung mit seiner geliebten und tapferen Frau. Wenn er auch bereits erfahren hatte, mit welcher Umsicht und Sorgfalt Frau Klaire die Angelegenheiten zu leiten verstand, so erwartete er doch, ohne die Besorgnisse laut werden zu lassen, allerlei Unordnung in der Wirtschaft. Es wäre ja weder verwunderlich, noch zu tadeln gewesen, wenn man hier und da eine Arbeit liegen gelassen hätte, oder mit irgendeiner Bestellung im Rückstand geblieben wäre. Denn bei ihrer Bewirtschaftung mußte

Frau Klaire den durch die Erfahrung geschulten Rat ihres Mannes völlig entbehren. Drei Kinder — darunter ein ganz Kleines — erforderten die Erfüllung mütterlicher Pflichten, während die Gedanken zweifellos oft genug in der Ferne, bei dem Gatten weilten. Aber auf dem bald angetretenen Rundgang war nichts zu entdecken, was den strengen, prüfenden Blicken Wilhelm Ludendorffs Anlaß zum Mißfallen geben konnte. Seine Wirtschaft war in tadelloser Ordnung, und in knappen, aber tiefgefühlten Worten sprach er seiner Frau die rückhaltlose Anerkennung aus. Ja, er sagte später oft scherzend:

„Wenn ich in meiner Wirtschaft recht vorwärtskommen will, dann tu' ich am besten, ich geh' ganz fort und überlasse sie meiner Frau allein."

Der Krieg war überstanden und die gewohnte Arbeit wurde wieder aufgenommen. Noch einmal wurden die Ereignisse des Feldzuges in freudiger Erinnerung geweckt, als der Königliche Kriegsherr Wilhelm Ludendorff für seine militärischen Verdienste den Kronenorden mit Schwertern verlieh. Respektvoll wurde der Orden von den Kindern bewundert, und der kleine Erich griff nach Kinderart eifrig mit beiden Händen zu, um dieses blanke Ding an sich zu bringen.

„Aber Erich! Du mußt doch nicht gleich alles haben wollen", mahnte der „große" Bruder, dem die hohe Bedeutung dieser Auszeichnung schon verständlich war, in überlegenem, zurechtweisendem Tone.

„Der Junge ist gar nicht so dumm", sagte der Vater lachend, „er will auch einen Orden haben. Hoffentlich wird ihm der Wunsch später einmal erfüllt."

Es bedurfte nur der Gelegenheit, daß der spätere kaiserliche Kriegsherr diesem Sohne bereits nach dessen erster, für den Fortgang des Krieges 1914 so entscheidenden und ruhmreichen Waffentat, der Einnahme von Lüttich, den höchsten Orden verleihen

mußte, den er überhaupt zu vergeben hatte. Leider war es dem Vater nicht vergönnt, seine damals ausgesprochene Hoffnung so glänzend erfüllt zu sehen.

Der Sommer 1866 ließ die Bewohner von Kruschewnia viel Freude erleben. Der Krieg hatte Wilhelm Ludendorff Gelegenheit gegeben, seiner Neigung zum Soldatenberuf in vollem Umfang nachzugehen und ihm Ehren und Auszeichnungen gebracht, während Frau Klaire mit Genugtuung auf ihre geleistete Arbeit als Leiterin des Anwesens zurückblicken konnte. Bald jedoch traten Ereignisse ein, welche ihre Schatten auf das Leben der Gatten warfen.

Die Krankheit des alten Herrn v. Tempelhoff hatte sich erheblich verschlimmert. Es hatte sich weiter herausgestellt, daß er sich zu bedeutenden Spekulationen hatte verleiten lassen, die einen bedenklichen Ausgang nahmen. Die Begleichung der Ausfälle hatte sein Vermögen fast restlos verschlungen, und die Familie sah sich einer sehr ernsten Lage gegenüber. Der Tod des jungen Karl v. Tempelhoff kam hinzu, um Trauer und trübe Stimmungen in dieser Familie zu verbreiten. Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Ereignisse auch in die Familie Ludendorff hinüberwirkten und das heitere, arbeitfrohe Leben in Kruschewnia stark beeinträchtigten. Diese Stimmung wurde durch einen Unfall des Hausherrn noch weiter herabgemindert.

Nur sehr ungern hatte sich Wilhelm Ludendorff von seinem blauen Husarenregiment zu den schwarzen Husaren nach Posen versetzen lassen. Die Nähe dieser Garnison war jedoch wegen einer besseren Beaufsichtigung und Unterstützung seiner Wirtschaft während der Übungen wesentlich vorteilhafter. Bei der stattfindenden Frühjahrsübung traf ihn der Huf eines plötzlich ausschlagenden Pferdes an das Schienbein und schlug den Knochen glatt durch. Der Verletzte mußte sich nun in eine langwierige Lazarettbehandlung begeben, und wieder hatte Frau Klaire die Last der Wirtschaft allein zu tragen. Sie unterzog sich dieser Mühe natürlich gerne, aber der Anlaß war wenig erfreulich. Trotzdem fand sie Zeit, den Gatten regelmäßig im Lazarett aufzusuchen. Er konnte sich durch die Berichte seiner Frau überzeugen, daß daheim alles in bester Ordnung war und der Betrieb in seinem Sinne geführt wurde. Das eine oder andere Kind wurde zu diesen Besuchen mitgenommen. Es entstand natürlich immer ein kleiner Wettstreit, wer dieser Ehre jeweilig teilhaftig wurde, bei dem die lange Wagenfahrt wohl den größten Anreiz geben mochte. Die „Größeren" meinten zwar, in der Hoffnung schneller wieder an die Reihe zu kommen, der nunmehr dreijährige Erich wäre für solche Besuche

noch viel zu klein, aber die Gerechtigkeit der Mutter ließ diese vorsorgliche und „wohlwollende" Meinung der „Größeren" unberücksichtigt, obgleich der Kleine sie natürlich unterwegs weit mehr beanspruchte. Im Lazarett hieß es jedoch: Stillsitzen, zumal der Vater jedem Lärm oder Toben sehr abhold war. So war denn der Besuch selbst auch wohl kaum das Ziel der kindlichen Sehnsucht. Aber in Anbetracht dieser Umstände kam dann immer „gerade zufällig" irgendeine nette „Tante", um die Kleinen abzuholen. Dann bekam man die Stadt zu sehen, und das war ein Hauptspaß für die Landkinder. Besonders eine mit einem Hauptmann v. Loßberg verheiratete und in Posen wohnende Verwandte nahm sich der Ludendorff'schen Kinder bei diesen Gelegenheiten gerne an, wenn die Eltern ein Stündchen ungestört plaudern wollten. Diese Tante war bei den Kindern bald sehr beliebt, und es entstand bei den „Großen" eine helle Empörung, weil sie sich gerade immer des kleinen Erich besonders annahm. Frau Klaire hatte nämlich vorsorglich die Verwandte ersucht, den Kleinen zu beaufsichtigen, um den fremden „Tanten" die damit verbundene größere Mühe zu ersparen. Aber diese Vorsorge erwies sich als völlig unbegründet. Erich betrug sich gar nicht kleinkindermäßig und staunte in strahlender und stiller Freude alle die merkwürdigen

Dinge in der Stadt an. Die größte Freude war jedoch, wenn es zum Konditor ging und er sich höchst persönlich und eigenhändig ein Stück Kuchen aussuchen durfte. Der Konditor muß ihn mächtig beeindruckt und ihm gefallen haben, denn er faßte bald den Entschluß, ebenfalls Konditor zu werden.

Es ist kein Konditor geworden. Aber — im übertragenen Sinne und volkstümlich gesprochen — er hat doch eine „nette Pastete gebacken", die Juden, Pfaffen und Freimaurern heute „schwer im Magen liegt" und ihnen noch große Beschwerden verursachen wird!!

Ein vielbedeutendes Ereignis war es auch, wenn sich Erich prüfend die Auslagen des Spielwarengeschäftes betrachten konnte. Er sprach nicht viel dabei, er gab seinen Gefühlen und Gedanken überhaupt nicht oft in Worten Ausdruck. Aber seine leuchtenden Augen kündeten, was in seinem Inneren vorging. Es gab jedoch einen Umstand, wo er recht schwierig wurde. Wenn nämlich eine der „Tanten" es sich einfallen ließ — es wagte — ihm irgendeine Liebkosung zuteil werden zu lassen. Über solche „plumpen" Vertraulichkeiten fremder Damen konnte er sich sehr empören. Dies war das alleinige Vorrecht seiner Mutter! Er fühlte sich dann entschieden in seiner Männlichkeit gekränkt, und die dann aufsteigende

Sehnsucht nach der Mutter und ihrer Hilfe verursachte, in Verbindung mit dem ersten Gefühl, dann oft heftige Tränen. In anderen Fällen, auch bei körperlichen Schmerzen, wußte er die Tränen mit großer Selbstbeherrschung zu bemeistern. Wenn sich dann trotzdem, wider Willen, ein paar vereinzelte Tropfen aus den Augen hervorstahlen, wischte er dieses unmännliche, verräterische Naß schnell weg und spornte sich mit den Worten: „Jungen weinen nicht!" zum Widerstand gegen seinen Kummer. Von diesen Jahren ab wurde eine steigende Selbstsicherheit, Beherrschtheit und ein männliches Selbstbewußtsein an dem kleinen Knaben bemerkt. Es hätte keiner wagen dürfen, ihn etwa scherzhaft als Mädchen zu bezeichnen.

Durch diese Besuche in der Stadt wurde den Kindern die Zeit, wo der Vater im Lazarett lag, tatsächlich zu einer sehr lustigen Unterbrechung ihres Daseins. Nur die Mutter hatte ihre liebe Not bei der vielen Arbeit die Zeiteinteilung so zu treffen, daß sie diese Besuche durchführen konnte. Aber auch diese Freuden der unbekümmerten Kinder und die Leiden der vielgeplagten Mutter hatten ein Ende, als Wilhelm Ludendorff nach dieser unfreiwilligen Ruhe nach Hause zurückkehrte und mit Hilfe von Krücken seine Tätigkeit in beschränktem Maße wieder auf-

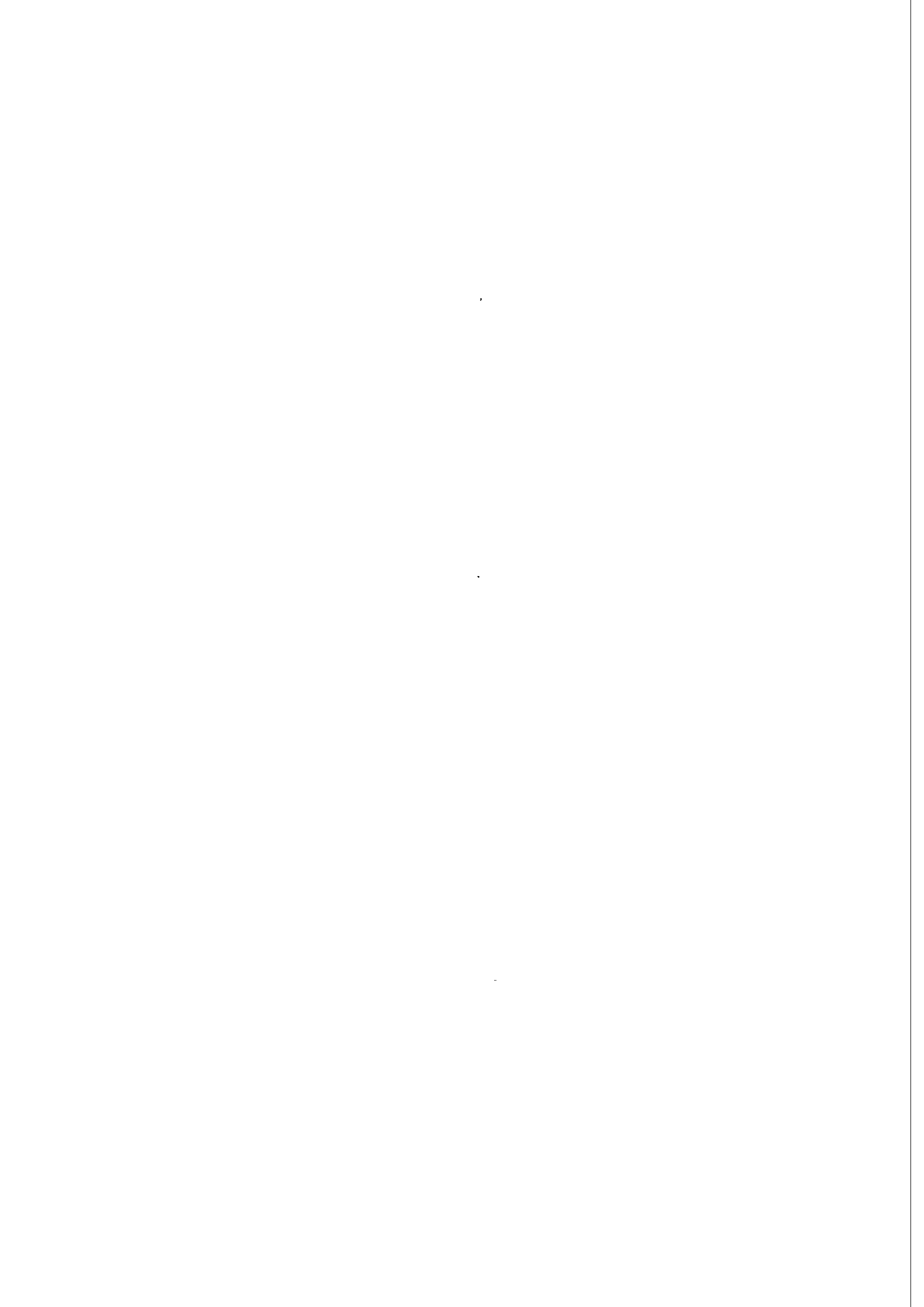
nahm. Da Frau Klaire trotzdem die wirtschaftlichen Angelegenheiten ihres Mannes noch weiter führen mußte, traf es sich gut, daß ihre Schwester Henny wieder in Kruschewnia eintraf und die Beaufsichtigung der Kinder übernehmen konnte.

Besonders galt es, dafür zu sorgen, daß der Lärm der Kinder beim Spielen den größtenteils an das Haus gefesselten Vater nicht störte, der, wie begreiflich, durch diese erzwungene Behinderung seines Tätigkeitdranges nicht in rosiger Stimmung war. Die Mutter vertrat sonst die sehr vernünftige Ansicht, daß Kinder eben Kinder seien und auch eine gewisse Freiheit haben müßten. Allerdings hatten sich, wie nicht verwunderlich, auch Vorkommnisse ereignet, wo beim Spiel die Grenze des Erlaubten in kindlicher Unwissenheit überschritten wurde. So hatte man z. B. beim Anlegen einer Hütte, neue, zu irgendeinem Gebrauch in der Nähe des Gartens aufgestapelte Bretter zersägt. Bei dieser „Heldentat" hatte die verwaiste Enkelin der neuen Wirtschafterin, welche mit den Kindern aufwuchs, natürlich ohne jede böse Absicht Hilfe geleistet. In einem Landwirtschaftbetriebe gab es ja so manche Dinge, welche für kindliche Einfälle beim Spiel wohl sehr brauchbar waren, die aber einer wesentlich ernsteren Bestimmung dienten. So war es denn geboten, das Tollen und Spielen in eine vom



Ludendorffs Verlag Bildarchiv

Erich Ludendorff (rechts, sitzend) mit seinen 3 verstorbenen Geschwistern Else, Eugen und Richard. Eugen allein erlebte den Kampf des Feldherrn und hat sich an diesem als Major in Kassel beteiligt



Haus etwas entfernte Gegend zu verlegen. Als sehr geeignet erwies sich ein kleines Birkenwäldchen, welches am Ende des Gartengrundstückes angelegt war und dessen Bäume teilweise bereits eine ganz ansehnliche Höhe erreicht hatten. Dort stand auch eine Bank, dort war weißer Sand hingefahren und dort gab es auch selbstverständlich die anziehendste Spielgelegenheit — einen kleinen Wassertümpel! — Herrlich! — Dieser von Haselnußsträuchern umstandene Tümpel war nicht tief und daher völlig ungefährlich; aber er war immerhin tief genug, um sich nasse Füße, ja — sogar nasse Hosen zu holen, falls man hineingeriet. Hier zu plantschen war natürlich für die Kinder ein Hauptspaß. Erich beobachtete dabei allerdings eine bemerkenswerte Vorsicht. Er ging Pfützen oder allen anderen Gelegenheiten, wo er sich irgendwie beschmutzen konnte, in einem früh ausgeprägten Reinlichkeitgefühl aus dem Wege. Unsaubere Stiefel, überhaupt jede Unsauberkeit waren ihm ein Greuel.

Sei es nun, daß er abrutschte, sei es, daß er nicht aufgepaßt hatte — gerade ihm mußte das Unglück begegnen, in diesen etwas morastigen Tümpel hineinzufallen. Niemand hatte es bemerkt und ohne sich bemerkbar zu machen oder fremde Hilfe herbeizurufen, gelangte er selbständig, aus eigener Kraft, wieder ans

„sichere Ufer“ und stellte stolz fest, daß er sich selbst „gerettet“ habe.

Eines Tages wurde zum Essen gerufen. Beim Aufbrechen fehlte der Hut der kleinen Else. Man suchte, — der Hut war nicht zu finden. Der Hut konnte ja nicht verschwunden sein. Während des Suchens bemerkte man Erich, wie er die Hände auf dem Rücken verschränkt, etwas abseits stehend, den Vorgang mit einem sehr unglücklichen, ratlosen Gesicht beobachtete. Das fiel der Tante auf.

„Hast Du den Hut gehabt, Erich?“ „Ja“, antwortete er laut und deutlich.

„Wo hast Du ihn gelassen?“ war natürlich die nächste Frage.

„Ich habe ihn versteckt“, erwiderte er, den geheimnisvollen Fall weiter aufklärend.

„Wo?“

Nun konnte er sich doch nicht mehr halten. Er bekannte, während die Tränen den blauen Augen entströmten, daß er es vollständig vergessen habe. Es wurde nun ohne jeden Erfolg fortgesucht; der Hut war verschwunden. Erst vierzehn Tage später, als die Früchte eines dichtbelaubten Birnbaumes geerntet wurden, kam beim Schütteln der verschwundene Hut wieder zum Vorschein. Es ist nie geklärt, wie der kleine Junge es fertig gebracht hatte, den Hut in solche

Höhe, derartig zwischen die Zweige des Baumes zu schleudern, daß er dort hängen blieb. Der Vorgang war ihm selbst wohl nicht verständlich gewesen, und daher war der Hut für ihn plötzlich verschwunden, ohne daß er ahnte, wo er geblieben sein konnte.

Die erzieherischen Pflichten wurden der Tante Henny bei Erich sehr schwer, da sie den ausdrucksvollen Augen des Kindes, die so bestimmend blicken konnten, nicht immer zu widerstehen vermochte. Aber sie mußte sich dem kleinen Eisenkopf gegenüber durchsetzen.

Henny v. Tempelhoff hat uns noch einen weiteren drolligen Vorfall berichtet.

Die Kleinen, Else und Erich, spielten eines Tages im Sand mit Kuchenformen. Waren die beiden sonst ziemlich einig, so brach an diesem Tage bald aus diesen, bald aus jenen Gründen fortgesetzt Streit aus. Aus diesem Grunde trennte die beaufsichtigende Tante Henny beide Kinder, teilte jedem eine gleiche Anzahl Formen zu und wies ihnen gesonderte Plätze zum Spielen an. Nach kurzer Zeit brach der Streit von neuem los, und die wiederum eingreifende Tante sah, wie Else dem kleinen Bruder eine Form zu entreißen suchte, welche dieser unerschütterlich festhielt und verteidigte. Diese, einen Hasen darstellende Form, war der Schwester zugeteilt worden, und der Bruder

hatte sie ihr „geraubt". Es wurde entschieden, daß die Form an die rechtmäßige Eigentümerin zurückgegeben werden sollte.

„Ich brauche aber die Häschenform", erklärte Erich und barg die Beute hinter dem Rücken.

Seine kleine Faust umklammerte die Sandform endgültig.

Es wurde nun durch gütliches Zureden versucht, ihm vorzustellen, daß seine Fischchenform doch ebenso schön sei und daß die Abdrücke derselben im Sand viel schöner geraten würden, als die des Hasen.

„Den Fisch kann ich nicht gebrauchen, ich brauche das Häschen", war die unerschütterliche, wiederholte Antwort auf jeden Einwand.

Jetzt wurden neue Befehle erteilt und da der Junge bei seiner stets wiederkehrenden Äußerung: „Ich brauche aber das Häschen" blieb, wurden Strafen angedroht. Die gleiche Wirkung. Die Erzieherin mußte nun, so schwer es ihr werden mochte, zur Tat schreiten. Mit dem Riemen seiner Lederschürze wurde der Kleine an einen jungen Birkenstamm gebunden und der Erfolg dieser Maßnahme abgewartet. Da ihm soviel Freiheit gelassen war, um den Baum herum laufen zu können, machte er davon zunächst ausgiebigen Gebrauch. „Ich brauche aber das Häschen", murmelte er während der Pausen dieser Rundläufe vor sich hin.

Nach einer Weile versprach er auf die entsprechende Frage, artig sein zu wollen. Langsam an seinen Spielplatz zurückkehrend, entrang sich ihm der ernste und tiefe Seufzer: „Im Walde können aber keine Fische laufen." Jetzt erst wurde bemerkt, warum „das Häschen gebraucht" wurde. Der Kleine hatte sich aus verschiedenen, in den Sand gesteckten Zweigen, einen Wald gebaut, und der Hase sollte nun diesen Wald mit seiner Anwesenheit beleben. Da war allerdings der Fisch nicht zu gebrauchen! Die Zumutung, im Walde Fische herumlaufen zu lassen, mußte dem Jungen allerdings unannehmbar, ja völlig unsinnig erscheinen! Sein schöner Plan ließ sich also tatsächlich ohne den Hasen der Schwester nicht ausführen.

Es wurde nun die Anlage eines Teiches vorgeschlagen. Bald war eine Sandfläche durch herumgelegte Steinchen in einen solchen verwandelt, und der Fisch konnte sich in dem seiner Art entsprechenden Element tummeln.

Eine sehr aufregende Angelegenheit waren auch die von den Kindern in Kruschewnia häufig veranstalteten Rattenjagden. Der Vater hatte für die Beseitigung dieser schädlichen Tiere sogar Prämien ausgesetzt. So zog man dann von Zeit zu Zeit mit Stöcken bewaffnet auf das Feld, in die Ställe oder in die Scheune, um dieser Plage durch das Töten der un-

liebsamen Tiere zu begegnen. Aber diese Feldzüge wurden nicht etwa aus Mordlust oder zum Vergnügen ausgeführt, sondern die Jungen waren von dem Pflichtbewußtsein geleitet, den Schaden zu verhüten, welcher der Landwirtschaft aus dem Überhandnehmen der Ratten und Mäuse erwuchs. Sonst waren alle große Tierfreunde und hätten niemals eine Tierquälerei verübt.

Um nun diese Rattenjagden erfolgreich zu gestalten, wurden richtige Pläne gemacht und die Aufgaben jedes Einzelnen verteilt. Man hatte z. B. festgestellt, daß sich die Ratten häufig in der Futterkiste des Pferdestalles zu versammeln pflegten. Diese Kiste zeigte in Erdhöhe ein Astloch, durch welches die Ratten bequem heraus- und hereinschlüpfen konnten. Auf diesen Umstand wurde der Schlachtplan aufgebaut. Richard, der Urheber des Planes, wollte durch plötzliches Lärmen und Trommeln die Tiere zur Flucht bewegen, welche diese dann, so folgerte er, durch diese kleine Öffnung antreten würden. Er mochte wohl denken, daß von dem richtig ausgeführten Lärm der Erfolg dieser Unternehmung abhängen würde, denn er hatte diesen schwierigen Posten selbst übernommen. An der dem Astloch entgegengesetzten Seite der Kiste Aufstellung nehmend, schickte er sich an, mit seinem Stock dagegen zu trommeln, während die anderen

mit erhobenen Knüppeln, zum Zuschlagen bereit, gespannt auf die Öffnung blickten, aus der die flüchtenden Ratten nun bald hervorstürzen würden. Mochte Richard plötzlich der Gedanke gekommen sein, daß seine Anwesenheit beim Schlagen dringender erforderlich wäre, mochte ihm diese Aufgabe lohnender erscheinen, — genug, er wollte die Verursachung des Lärms doch lieber dem Bruder übertragen und war im Begriff, seine diesbezüglichen Anordnungen zu geben. Die Ratten schienen aber inzwischen gemerkt zu haben, daß da draußen „dicke Luft" war, und ein erhebliches Rumoren im Innern der Kiste zeigte an, daß der Feind die Gefahr erkannt und sich anschickte, den rettungverheißenden Rückzug durch das Loch anzutreten.

„Erich, halt die Hände vor das Loch! Schnell!" rief Richard dem Bruder rasch zu, als er den strategischen Erfolg seiner taktischen Maßnahmen gefährdet sah. Ohne einen Augenblick zu zögern oder etwa zu fürchten, gebissen zu werden, hielt Erich das Loch zu und verhinderte auf diese Weise den Durchbruch der feindlichen Armee, bis der Bruder zur Stelle war.

Als ihn später die Erwachsenen fragten, ob er denn keine Angst gehabt habe, erwiderte er seelenruhig:

„Angst? Wovor? In die flache Hand beißen kann doch eine Ratte gar nicht." —

Im Herbst fand in Kruschewnia wiederum ein Fest der Namengebung statt. Der Vater war inzwischen durch seine regelmäßig durchgeführten, allmählich gesteigerten Gehversuche und Übungen völlig wiederhergestellt und hatte seine Tätigkeit im vollen Umfang wieder aufgenommen. Die Namengebung des Kindes Eugen Ludendorff verlief mit gewohnter Fröhlichkeit. Einer der lustigsten war durch einen besonderen Anlaß der kleine Erich. Er hatte nämlich nach dem beendeten Essen in einem unbewachten Augenblick alle Bowlenreste aus den geleerten Gläsern ausgetrunken, und seine Stimmung äußerte sich in einem sehr verdächtigen Singen und Springen. Diese bei ihm so völlig ungewohnten Heiterkeitausbrüche führten zur Entdeckung dieser Missetat.

Das Jahr 1870 war herangekommen. Der warme Sommer hatte Ludendorffs veranlaßt, ein kleines Gartenfest zu veranstalten. Durch allerlei Verschönerungen, durch Anbau einer Veranda, durch Anpflanzungen aller Art hatte der Garten in Kruschewnia im Laufe des Jahres ein trauliches Ansehen erhalten. Auch die Kinder hatten Gelegenheit, zur Verschönerung des Gartens beizutragen, und für recht fleißiges Unkrautjäten hatte der Vater ein paar Pfennige „Lohn“ ausgeworfen.

Während der Vorbereitungen bewegte bereits die eingetretene Spannung zwischen Preußen und Frankreich die Gemüter, und ehe noch das Fest stattfinden konnte, leitete die plötzlich erfolgte französische Kriegserklärung einen neuen Abschnitt der Deutschen Geschichte ein. Was 1866 mit Hilfe Österreichs und einiger Süddeutscher Staaten nicht erreicht wurde, die Zertrümmerung des emporstrebenden Preußens, sollte nun, gestützt auf die umfangreichere Macht Frankreichs, durchgeführt werden. Wieder führten die Fäden dieser Kriegstreibereien, wie Bismarck es in

seiner bekannten Reichstagsrede später vor der Geschichte feststellte, nach Rom, und erwiesen deutlich die politischen Wühlereien der Jesuiten. Aber wie sich der Jesuit in der Unvolkstümlichkeit des Krieges von 1866 irrte, so täuschte er sich i. J. 1870 über die Gewalt der erwachenden Volksseele, deren Wirkung war, daß sich alle Deutschen Stämme zusammenschlossen, um als geeinte Macht unter der bewährten, militärischen Führung des Feldherrn Helmuth v. Moltke dem Feind entgegen zu treten. Noch vor vier Jahren im Kampfe untereinander, vermochten alle politischen Rattenfängerkünste bestimmter klerikaler Kreise nicht die Vereinigung des Deutschen Südens und Nordens zu verhindern. Während die ultramontan beeinflußten Zeitungblätter in Bayern noch kurz vor der Kriegerklärung schadenfroh Preußen unheilvolle „Prügel" voraussagten, gab König Ludwig II., ganz entgegen den römischen Wünschen, jenen denkwürdigen Befehl zur Mobilmachung der bayerischen Armee und deren Unterstellung unter den preußischen Oberbefehl. Eine gewaltige Welle kriegerischer Begeisterung hatte das Deutsche Volk aufgewühlt, und der erwachte Selbsterhaltungwille der Volksseele ließ alle eigensüchtigen Gedanken in dieser Flut versinken.

Für Wilhelm Ludendorff löste die Kriegserklärung sehr gemischte Gefühle aus: seine Freude über die

großen Ereignisse wurde durch seine persönlichen Verhältnisse ziemlich herabgestimmt. Infolge seines Beinbruchs stand er auf der Invalidenliste und hatte nicht mit einer Verwendung an der Front zu rechnen.

Die in Kruschewnia in Begleitung ihres Onkels erscheinende Henny v. Tempelhoff wurde daher in dementsprechender Stimmung empfangen.

„Das ist lieb von euch, daß ihr euch nicht habt abhalten lassen, zu kommen“, sagte er, „um mit uns das Freudenfest zu feiern, das wir veranstalten, weil wir so hübsch beieinander bleiben können und ich in Ruhe meinen Kohl bauen darf, während andere in den Kampf ziehen müssen.“

Die ganze Erbitterung über sein Schicksal, welches ihn hinderte, den Soldatenrock anziehen zu dürfen, kam im Unterton dieser Scherzworte zum Ausdruck. Durch eine Kur in Teplitz waren zwar die Folgen seines Beinbruches vollständig beseitigt, doch hatte er keinen Einberufungbefehl erhalten, obgleich der voraussichtliche Umfang dieses Krieges das Einrücken aller irgendwie verwendbaren Truppen und Offiziere erforderlich machte. Er blieb auch allen gutgemeinten Beschwichtigungen völlig unzugänglich, bis er im Laufe der Unterhaltung erfuhr, daß sich ein Verwandter in einem ähnlichen Falle an den kommandierenden General v. Kirchbach zwecks Berück-

sichtigung bei der Einstellung in die Front gewandt hätte. Da dieses Gesuch erfolgreich gewesen war, setzte sich Wilhelm Ludendorff sofort an den Schreibtisch, um einen entsprechenden Brief an diesen General aufzusetzen. Ein reitender Bote wurde eilends zur Beförderung des Schreibens abgeschickt. Durch die begründete Hoffnung auf die Genehmigung seines Gesuches, hatte der Hausherr seine freudige Stimmung wiedergefunden. Man sprach lebhaft vom Kriege und dessen vermutlichen Verlauf. Gespannt lauschten die Kinder den Worten des Vaters. Sie waren jetzt schon groß genug, um zu begreifen, worum es sich handelte, und so ergingen sie sich in Vermutungen, ob ihr lieber Vater mit hinausziehen oder daheim bleiben würde. Sie konnten wohl die Gefahren ermessen, welche mit der Teilnahme des Vaters an dem Feldzuge verbunden waren, aber sie meinten auch wieder, sich vor anderen Kindern schämen zu müssen, deren Väter bereits Abschied genommen hatten, während ihr Vater zu Hause blieb.

Weit ernster waren die Erwägungen, welche die Mutter in gleicher Weise bewegten. Frau Klaire war in ihrem Inneren vor eine schwere Entscheidung gestellt. Sollte sie sich freuen, wenn das Gesuch ihres Mannes an General v. Kirchbach zurückgewiesen wurde? Allerdings lag in dieser Ablehnung eine Ge-

währ für das Leben ihres geliebten Mannes. Aber sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er unter diesen Umständen entsetzlich leiden würde. Außerdem, — sollte sie sich dem Los entziehen, welches Hunderttausenden von Deutschen Frauen beschieden war? Sollte sie erfreut sein über den Zufall, der ihr ein besseres Los zuwarf als jenes, welches andere Frauen freudig trugen? Nein, es war entschieden das Beste, wenn der sehnlichste Wunsch ihres Gatten erfüllt würde, wodurch auch ihre Seele die ausgleichende Ruhe fand, indem sie alle Sorgen um den Mann trug, welche der Kampf um die Erhaltung des Vaterlandes und des Volkes mit sich brachte. Fest, sicher und gefaßt sah Frau Klaire den kommenden Ereignissen entgegen.

Die Entscheidung des Generals v. Kirchbach traf ein. Wilhelm Ludendorffs Gesuch wurde bewilligt, und bald erfolgte die Trennung der Gatten. Fröhlich und stolz zog ein Deutscher Mann ins Feld, ruhig und gefaßt ließ eine Deutsche Frau den Gatten ziehen. Vor ihm lagen seine militärischen Aufgaben im Felde, und ihrer wartete die gewohnte Arbeitlast, das Anwesen in der Heimat aufrecht zu erhalten.

Während die Deutschen Heere in Frankreich von Sieg zu Sieg schritten, wirkten Deutsche Frauen im Deutschen Lande und erfüllten, der Wesenverschie-

denheit der Geschlechter entsprechend, ihre gleich wichtigen Aufgaben für die Volkserhaltung. Frau Klaire fand nicht viel Zeit, über die Schicksale ihres Gatten Vermutungen anzustellen. Die Bewirtschaftung des kleinen Gutes erforderte ihre ganze Umsicht und ihr tatkräftiges Eingreifen. Kurz vor der Ernte war die Entscheidung über den Krieg gefallen, und die Hauptarbeiten für den Landwirt begannen. Außerdem erforderte die Beaufsichtigung der größer werdenden Kinder infolge des notwendigen Unterrichts die besondere Aufmerksamkeit der Mutter.

Tief hatten sich diese Erlebnisse dem kleinen Erich eingeprägt. In seinem Werke „Mein militärischer Werdegang" schreibt der Feldherr:

„Ja, meine tiefsten Jugenderinnerungen führen immer wieder auf meine Eltern zurück. Den tiefsten Eindruck machten auf mich die Tränen meiner Mutter, als mein Vater während des Krieges 1870/71 nach kurzem Urlaub wieder ins Feld mußte, und ihre Unruhe, als nach einer Schlacht, an der der Truppenteil meines Vaters nach amtlichen Nachrichten teilgenommen hatte, lange Zeit von meinem Vater keine Nachrichten eintrafen. Diese Tränen schrieben in mein Kindergemüt, daß der Krieg etwas ungeheuer Ernstes war."

Der Unterricht auf dem Lande war in jener Zeit noch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Richard, der Älteste, sollte bereits mit der lateinischen Sprache beginnen, und die Fähigkeiten des Dorfschullehrers waren für die Lehrziele nicht mehr ausreichend. Außerdem war die Schülerzahl in der Familie Ludendorff inzwischen gewachsen, so daß man sich entschlossen hatte, einen Hauslehrer zu nehmen. Dieser junge Herr, welcher seinen Posten während der Anwesenheit des Hausherrn zur Zufriedenheit ausgefüllt hatte, glaubte die Abwesenheit desselben benutzen zu müssen, um sich sein Dasein etwas bequemer einzurichten. Er hatte plötzlich sehr oft Besuche in der kleinen, naheliegenden Landstadt Schwersenz zu machen, welche sich bis in die Nacht ausdehnten. Die Folge davon war, daß er oft erst gegen Morgen zurückkehrte, und zwar zu einer Zeit, als der Unterricht bereits längere Zeit hätte beginnen sollen. Die Hefte der Kinder ließen erkennen, daß eine Durchsicht gar nicht oder nur sehr flüchtig stattgefunden hatte. Solche Gewohnheiten ließen sich mit einem geregelten Unterricht nicht in Einklang bringen. Frau Klaire beschloß daher, den jungen Mann auf diese Pflichtversäumnis aufmerksam zu machen und ihm in ruhiger, sachlicher Weise sein Verhalten und die sich daraus ergebenden Folgen vorzustellen. Aber diese Unter-

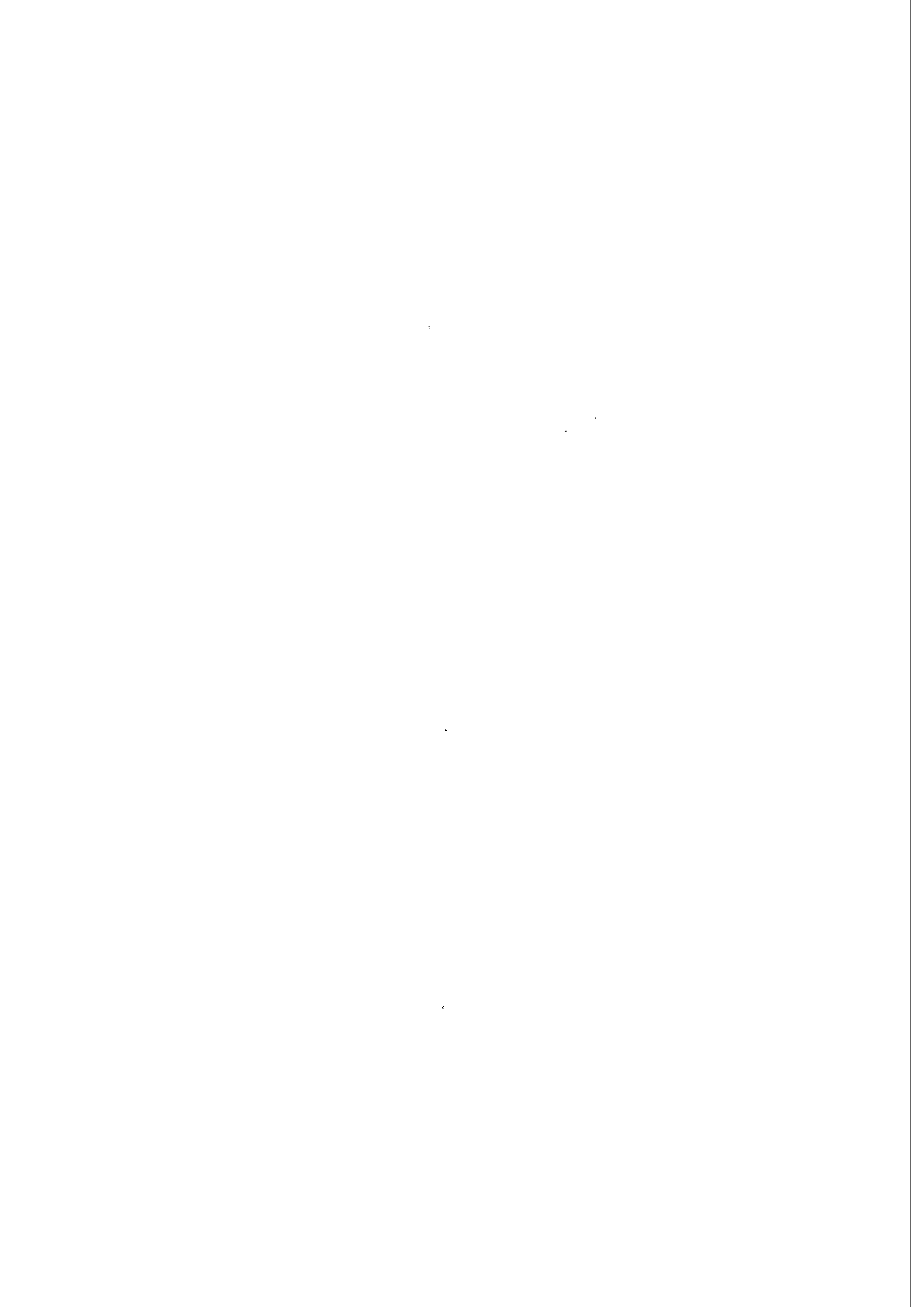
haltung hatte wenig Erfolg gehabt. Vielleicht war der Lehrer von seiner Unentbehrlichkeit überzeugter als Frau Klaire von dem Wert seiner Tätigkeit, und so wurden die Zustände nur noch schlimmer.

Das Schulzimmer lag im Giebel des Hauses. — Es war ein schöner warmer Tag und die Fenster waren weit geöffnet. Frau Klaire hatte deswegen mit ihrer zum Besuch in Kruschewnia weilenden Schwester auf der geöffneten Veranda Platz genommen, um ein wohlverdientes Ruhestündchen zu genießen. Diese Ruhe wurde plötzlich durch das Geräusch eines eigenartigen, gedämpften Rollens unterbrochen, dem regelmäßig ein helles Klappen folgte. Man horchte auf. Das Geräusch kam zweifellos aus den geöffneten Fenstern des Schulzimmers. Frau Klaire war sich sofort darüber klar, daß diese Töne keineswegs mit dem dort stattfindenden Unterricht in Beziehung stehen konnten. Während man noch überlegte und horchte, erschien Erich im Garten. Herangerufen und auf die Geräusche hingewiesen und über die mutmaßlichen Vorgänge in der Schulstube befragt, erklärte er, ohne irgend etwas Verbotenes oder Ungehöriges in einer solchen harmlosen Sache zu vermuten: „Die spielen Marmeln.“ Hätte er die Tragweite seiner Antwort geahnt, würde er die Auskunft vielleicht nicht so ohne Weiteres gegeben haben. Angebereien oder „Ver-



Ludendorffs Verlag Bildarchiv

Frau Kläre Ludendorff
die Mutter des Feldherrn



klatschen" war bei den Geschwistern Ludendorff nicht üblich. Erst als die erstaunte Mutter weiter in ihn drang und erstaunt fragte, ob dieses Spiel oft zu dieser ungewöhnlichen Zeit und Stunde getrieben werde, merkte der Junge, daß er hier etwas angerichtet hatte. Aber nun galt es — koste was es wolle — die Geschwister zu schützen und zu verteidigen, und da sie es ja nicht heimlich, ohne Wissen des Lehrers taten, glaubte er deren Unschuld am besten beweisen zu können, indem er der Wahrheit gemäß antwortete:

„Ja, sie tun es, wenn Herr Behn Zeitung liest."

Diese geplante Ruhestunde der Mutter auf der Veranda hatte also zu sehr ärgerlichen Entdeckungen geführt. Nur die Seltenheit dieser Muße der vielbeschäftigten Frau war der Grund, daß eine derartige Vernachlässigung des Unterrichts überhaupt möglich wurde. Es war jetzt an der Zeit, diesen Unzuträglichkeiten ein Ende zu machen. Frau Klaire eilte hinauf und öffnete die Tür der Schulstube. Keiner der Beteiligten bemerkte sie. Die Kinder saßen vergnügt auf dem Boden und waren in ihr Spiel vertieft. Sie ließen emsig ihre kleinen Kugeln rollen und hatten die Bahn derselben mit Kreidestrichen bezeichnet. Der Lehrer lag ausgestreckt auf dem Sofa und war über der Lektüre seiner Zeitung sanft entschlummert. Sein Geist mochte in allen möglichen Gefilden süßer

Träume weilen, an dem Orte seiner pflichtmäßigen Bestimmung war er nicht anzutreffen. Aber der zurückgebliebene Körper verriet durch kräftiges Schnarchen, daß er vermutlich noch einmal wieder zurückkehren würde. Diese Ermüdung war eine natürliche Folge seiner nächtlichen Ausflüge. Es war also wirklich ein „reizendes Stilleben", das Frau Klaire hier vorfand. Ein Lehrer, der sich nächtlich durch körperliche und während der Schulstunden durch geistige Abwesenheit auszeichnete, schien jedoch kaum die Gewähr zu bieten, daß den Kindern die nötige Förderung zuteil wurde. Aber Frau Klaire vermied es stets, im ersten Ärger oder in der Überraschung zu handeln. Da sie weder von den Kindern noch von dem Lehrer bemerkt worden war, fand sie die Möglichkeit, sich nach diesem unerfreulichen An- und Einblick wieder zurückzuziehen.

Die Folgen dieser ärgerlichen Entdeckung ergaben sich von selbst und wurden sofort ins Werk gesetzt. Auf eine nochmalige Besprechung mit dem Lehrer konnte nach dem jetzt festgestellten Erfolg der ersten Unterredung füglich verzichtet werden. Dem „eifrigen" Erzieher wurde einfach ein entsprechend abgefaßter Brief mit dem Mittagessen auf das Zimmer geschickt. Es wurde ihm darin klar gemacht, daß durch sein pflichtwidriges Verhalten der Grund zu einer so-

fortigen Entlassung gegeben sei, und er wurde aufgefordert, das Haus mit diesem Tage zu verlassen. Der junge Herr versuchte zwar, trotz diesen Vorkommnissen, sich in seiner Stellung zu halten, und geriet, als ihm bedeutet wurde, daß man sich weder auf schriftliche noch mündliche Verhandlungen einlassen wolle, in schlecht gespielte Erregung. Die Wirtschafterin, Frau Streich, übernahm es, ihm klar zu machen, daß ein solches Verhalten die Sache nur verschlimmern konnte, indem der Schulinspektor von dem Vorfalle Kenntnis erhalten würde. Er besann sich darauf bald eines Besseren und nahm einen sang- und klanglosen Abschied,

War die Beschaffung eines geeigneten Lehrers unter geregelten Verhältnissen schon nicht einfach, so war es in den Kriegszeiten besonders schwierig, ja, sogar ziemlich ausgeschlossen, eine geeignete Kraft zu finden. Die so oft und gerne helfende Henny v. Tempelhoff stellte sich auch in dieser Notlage zur Aushilfe als Lehrerin zur Verfügung. Außer ihrer Hilfebereitschaft zog sie ihre Neigung zu diesem Beruf und sie hatte sich nach dem Zusammenbruch des väterlichen Vermögens bereits vorbereitet, das Amt einer Erzieherin und Lehrerin beruflich auszuüben. Es bot sich also eine willkommene Gelegenheit, ihre bisherige theoretische Ausbildung durch diese praktische Betätigung zu ergänzen. Leicht wird der neuen Lehrerin diese Auf-

gabe nicht geworden sein. Es ist ohne Weiteres einzusehen, daß die Kinder durch den so sträflich vernachlässigten Unterricht des bisherigen Lehrers nicht nur nicht genügend gefördert, sondern sogar erheblich vernachlässigt waren. Hier mußte also zunächst sehr scharf durchgegriffen werden. Diese notwendigen Maßnahmen wurden dadurch erschwert, daß die Kinder diesem, von der „lieben Tante“ erteilten Unterricht natürlich nicht gleich mit dem erforderlichen Ernst und der nötigen Aufmerksamkeit folgten. Die jugendliche, ihnen durch das Spielen so vertraute Tante als Lehrerin — das war doch eigentlich nur ein besseres Schulespielen! Zumal der Älteste erinnerte sich noch der Zeiten, da diese Tante, als sie noch „im Flügelkleide“, selbst zu den Kindern gerechnet wurde. Tante Henny mußte also allen aufzubringenden Ernst und alle hervorzukehrende Strenge walten lassen, um sich hier in einer der Bedeutung ihres Amtes entsprechenden Weise durchzusetzen.

Erich machte ihr — wie sie sagte — wenig Mühe. — Er bemühte sich, die sonst auf die Tafel gemalten Buchstaben mit großem Fleiß in ein Heft zu schreiben. Diese Art zu arbeiten, die im Gegensatz zu den stets wieder von der Schiefertafel weggewischten Ergebnissen, eine länger anhaltende Wirkung erkennen ließ, weckte die Freude an der sichtbar fortschreiten-

den Leistung und spornte ihn an. Das Heft mit den sich von Seite zu Seite mehr und mehr vollendenden Buchstaben wurde dann stolz der Mutter vorgelegt, die ihrer großen Freude über die erkennbaren Fortschritte Ausdruck gab. Die Hoffnung, dem im Kriege weilenden Vater bald einen Brief mit richtiger Tinte schreiben zu dürfen, war ein besonderer Anlaß, um den Jungen zu ausdauerndem Fleiß zu veranlassen.

Der Feldherr schreibt später in dem Werke „Mein militärischer Werdegang":

„Ich soll im Elternhause ein guter Schüler gewesen sein. Ich war es wohl nicht aus innerem Antrieb, um etwas zu erreichen, sondern viel mehr, um meinen Eltern, namentlich meiner sorgenden Mutter, Freude zu machen. Nur meine Heftigkeit mag sie von Zeit zu Zeit betrübt haben, doch legte sich diese, wenn ich die Schritte meines Vaters hörte."

Nicht so leicht wie der Hand das Schreiben, wurde den Lippen das Lesen. Die Lautbildung des „K" machte Schwierigkeiten und wurde daher zunächst durch „T" wiedergegeben. Aber auch hier zeigte sich der starke Wille des Kindes, um diesen Mangel zu überwinden. Oft beobachtet man, wie selbst das Spiel unterbrochen wurde, um durch abseits und heimlich vorgenommene Übungen die Aussprache dieses Konsonanten zu meistern.

Sehr betrübt war die Tante Lehrerin, wenn sie hören mußte, daß man ihren Liebling Erich zwar als äußerlich begünstigt ansah, aber dem Bruder Eugen eine höhere Begabung zusprach. Irgend jemand hatte Eugen seines spärlichen Haarwuchses wegen einmal scherzhaft Bismarck genannt. Diese Bemerkung hatte der Junge dann in anderem Sinne aufgefaßt, und so wurde der Reichskanzler, dessen Person damals natürlich besonders im Vordergrund stand, sein erstrebtes Vorbild und ausschlaggebendes Beispiel. Das stille Wesen seines Bruders Erich mochte, im Gegensatz zu dem lebhafteren Eugen, die Ursache solcher Beurteilungen durch oberflächliche Beobachter sein.

Tante Henny hatte ihren so unvermittelt aus dem Stegreif übernommenen Lehrerinnenberuf in Kruschewnia sehr lieb gewonnen und im Stillen gehofft, daß sich, was ja ziemlich wahrscheinlich war, während der Dauer des Krieges kein neuer Lehrer finden möchte. Aber sie wurde in diesen Erwartungen getäuscht. Ein älterer Lehrer, dem man Vertrauen zu schenken berechtigt war, meldete sich eines Tages, und ihm wurde der Unterricht übertragen.

Die großen, begeisternden Siege in Frankreich hatten die lange Kriegsdauer für die Daheimgebliebenen sehr verkürzt. Die Wunden, welche der Krieg schlug,

wurden durch die großen Ereignisse und die seit den Befreiungkriegen ersehnte Gründung des neuen Deutschen Reiches wohltuend gemildert. War doch dieser alle Erwartungen übertreffende Ausgang des Krieges, der, ganz abgesehen von dem Schutze der Heimat, ein Versprechen für eine neue Deutsche Zukunft bedeutete, ganz dazu angetan, den Schmerz um verlorene Angehörige, zwar nicht vergessen zu lassen, aber diesen Verlust in ein milderes Licht zu rücken. Ein ruhiges, stolzes Gefühl für dieses neue, geeinte Deutschland das Liebste hingegeben zu haben, zog in die Seelen der Trauernden ein und schuf den Toten ein ruhmvolles Andenken in der bewußten Erinnerung, im Gedächtnis der Lebenden.

Nach langer Abwesenheit und militärischer Tätigkeit war Wilhelm Ludendorff wieder aus dem Kriege zurückgekehrt und hatte seinen landwirtschaftlichen Beruf wieder aufgenommen. Die großen Veränderungen, welche innerhalb des neuen Deutschen Reiches vor sich gingen, ließen auch für die Familie Ludendorff Pläne von einschneidender Bedeutung reifen. Die Kinder wuchsen heran und die spätere Ausbildung machte die Erörterung wichtiger Lebensfragen notwendig. Außerdem mußte das Haus in Kruschewnia allmählich für die zahlreichen Bewohner zu klein werden. Unter Berücksichtigung der voraussichtlich gebrauchten Mittel und des bei fleißigster Arbeit und sorgfältigster Ausnützung möglichen Ertrages, war eine Veränderung nicht zu vermeiden. Der Plan einer solchen Veränderung war grundsätzlich nicht neu. Aber es war nur zu verständlich, daß der Hausherr, der in zähester Ausdauer und unermüdlicher Arbeit gewirkt hatte, den teuer gewordenen Besitz in Kruschewnia nicht gerne verließ. Alles erinnerte hier an die Sorgen und Mühen, welche das

Ehepaar Ludendorff gemeinsam in treuer Liebe und fleißiger Arbeit bestanden hatte. Jeder Acker, jede Wiese, jeder Baum und jedes Gartenbeet legten Zeugnis ab von der Tätigkeit dieser fleißigen Menschen. Aber mochten diese Gefühle auch noch so lebhaft sein, mochten auch liebe und liebste Erinnerungen an die ersten arbeitreichen Jahre einer glücklichen, jungen Ehe mit diesem Fleck Erde verbunden sein, die Zukunft der Kinder erlaubte nicht, diesen Empfindungen nachzugeben. Nachdem die zwingende Notwendigkeit erkannt war, schickte man sich denn auch zum Handeln an. Der Besitz in Kruschewnia wurde veräußert, und die Familie siedelte zunächst vorübergehend nach Pommern, der Heimatprovinz des Vaters, über. Auf dem Gute des Bruders Eugen, in Ratteik bei Köslin, fand man zunächst ein Unterkommen, um von hier aus in Ruhe und nach reiflicher Überlegung ein neues, größeres Arbeitfeld zu suchen.

Der Aufenthalt in Ratteik sollte etwa ein halbes Jahr währen. Der Umzug war für die Kinder natürlich ein ganz großes Ereignis. Auch die neue Umgebung, neue Spielgenossen, überhaupt das Neuartige dieses ganzen Zustandes übte einen gewissen Reiz aus. Nur Erich fand keinen Gefallen an diesem neuen Kreis und hielt sich ziemlich davon zurück. Mit dieser Einstellung

und diesem Verhalten hatte er gefühlsmäßig das Richtige getroffen, denn die Verhältnisse in Ratteik gestalteten sich für die Gäste ziemlich unerquicklich. Besonders hatte Frau Klaire unter den Eigenheiten ihrer Schwägerin sehr viel zu leiden. Zu den Eigenschaften dieser Schwägerin, Tante Hedwig, zählte anscheinend nicht gerade die Klugheit, sondern es ist aus den Berichten zu entnehmen, daß sie eine gerüttelt Maß von der gegensätzlichen Eigenschaft besaß. Ein altes Sprichwort besagt nun, daß diese Eigenschaft mit einem ganz bestimmten Stolz, — den der Volksmund, zur besseren Unterscheidung von dem echten Stolz, „Aufgeblasenheit" nennt, — auf einem Holze wächst, d. h. mit ihm vergesellschaftet ist. Dieses Sprichwort bewahrheitete sich leider auch hier. In welchem Maße Frau Hedwig von diesen „edlen" Eigenschaften besessen war, zeigt der Umstand, daß sie Frau Klaire oft besonders betont zu verstehen gab, daß die Letztere nicht im Herrenhause des Gutes, sondern in der Inspektorwohnung untergebracht sei. Eine Tatsache, welche niemand bezweifelte und aus der nichts weiter folgte, als daß der Raum des Herrenhauses entweder nicht ausreichte, oder daß die so stolze Gutsherrin von Ratteik den einfachsten Pflichten einer verwandtschaftlichen Gastfreundschaft nicht nachgekommen war. Bei jeder Gelegenheit bekamen die Gäste zu

hören, daß sie gewissermaßen und sozusagen doch nur geduldet wären, und es wurde taktlos darauf hingewiesen, welcher Abstand doch zwischen den Bewohnern des Herrenhauses und der Inspektorwohnung klaffe. Selbst auf die Kinder wurde diese dünkelhafte Abgrenzung übertragen und ihnen diese fühlbar gemacht. Erich hatte besonders zu leiden. Sein scharf ausgeprägtes Ehrgefühl wurde bei manchen Gelegenheiten empfindlich verletzt. Auch litt sein Gerechtigkeitgefühl, wenn bei irgendwelchen Vorkommnissen, einem Streit mit den anderen Kindern oder ähnlichen Anlässen, ihm oder seinen Geschwistern die Schuld zugeschoben wurde. Da Richard in Schwersenz zurückgeblieben war, um bei seiner Vorbereitung für die höheren Schulklassen keine Unterbrechung zu erleiden, mochte er sich als der „älteste, männliche Vertreter" der Geschwister besonders verantwortungvoll fühlen.

Es war also eine schwere Zeit, diese genossene „Gastfreundschaft" in Ratteik. Aber am schwersten litt natürlich die Mutter, welche bei ihrer Zurückhaltung allen „Liebenswürdigkeiten" der „stolzen" Schwägerin ausgesetzt war, um ihrem Manne durch Klagen die Lage nicht zu erschweren. Wilhelm Ludendorff war sehr viel unterwegs, um ein passendes Gut ausfindig zu machen und die Besichtigungen und Verhandlungen nahmen ihn voll in Anspruch. Sein Bru-

der Eugen war Freimaurer. Daher war er in der dortigen Gegend sehr angesehen und — wie das so war — auch reich an entsprechenden Beziehungen. Trotzdem verhalf er dem leiblichen Bruder nicht etwa zu einem günstigen Kaufe, wie er es vielleicht für einen Logenbruder getan haben würde. Heute, wo wir die Freimaurerei kennen, überrascht uns solches Verhalten nicht; wir wissen, daß die Freimaurerei die ihr Verfallenen zu „künstlichen" Juden macht, wodurch die notwendigen Sippenpflichten nur zu oft vernachlässigt werden. Die Überlegungen und Verhandlungen zogen sich in die Länge. Zuletzt stand man vor dem Entschluß, die drei zusammenhängenden Güter Thunow, Geritz und Streckenthin zu pachten. Wilhelm Ludendorff stiegen jedoch Bedenken auf, als er sich vorstellte, daß zu dieser großen Pachtung ein bedeutendes Anlagekapital erforderlich sei. Aber sein Bruder Eugen wußte diese ernsten Bedenken zu zerstreuen. Seine Fachkenntnis in landwirtschaftlichen Dingen wurde überall gerühmt und anerkannt. Er erklärte, die Pachtung von Thunow wäre außerordentlich günstig, und endlich ließ sich Wilhelm durch das Zureden seines Bruders und im Vertrauen auf dessen vielgepriesene Erfahrung bestimmen, dieses Gut zu übernehmen.

Wir haben bereits angedeutet, daß dieses Unternehmen nicht hielt, was es versprach. Die Pachtsumme war viel zu hoch, die späteren Verhältnisse in der Landwirtschaft, die Preissenkungen der landwirtschaftlichen Erzeugnisse — für einen Zentner Kartoffeln erhielt der Landwirt RM. 0,60 — führten trotz angestrengtester und rastloser Arbeit den Zusammenbruch herbei.

Im April 1875 erfolgte die Übersiedlung der Familie Ludendorff nach Thunow. Wieder gab es einen Umzug und damit für die Kinder eine helle Freude. Die Freude wurde jedoch in Anbetracht der unerquicklichen Verhältnisse, welche der Aufenthalt in Ratteik gezeitigt hatte, dieses Mal auch von den Eltern geteilt. Es galt ja, wieder zu einem selbständigen und geregelten Leben zurückzukehren. Kinder vergessen schnell, und daher blieb ihnen auch Ratteik später in besserer Erinnerung, obgleich der Feldherr jene Unzuträglichkeiten ebenfalls im Gedächtnis bewahrt hat.

Das Gutshaus in Thunow war weit geräumiger als in Kruschewnia, aber die erste Nacht dort wurde zu einem Erlebnis, welches nicht gerade dazu angetan war, den Ankommenden die neue Heimstätte besonders traulich erscheinen zu lassen.

Die Übergabe des Gutes sollte erst am folgenden Tage stattfinden und die früheren Besitzer, ein altes

Ehepaar, hatten die Wohnräume noch in Gebrauch. Die Neuankommenden waren also in den Gesellschaftzimmern im Seitenflügel des Hauses verhältnismäßig notdürftig untergebracht worden. Da diese Zimmer infolge der Zurückgezogenheit der früheren Besitzer ziemlich öde und verlassen dagelegen hatten, hatten sich hier Scharen von Mäusen angesiedelt, die sich mit der Neuerung, in ihrem nächtlichen Treiben durch Bewohner gestört zu sein, nicht ohne Weiteres abfanden. Durch entsprechenden Lärm, ja, sogar durch neugierige Besuche auf den flüchtig aufgeschlagenen Lagerstätten der ermüdeten Ankömmlinge, versuchten sie gegen diese menschlichen Beeinträchtigungen ihres Mäusedaseins Einspruch zu erheben. Auf diese Weise wurde die erste Nachtruhe zunächst sehr geräuschvoll durch geworfene Stiefel, Stuhlrücken und andere Versuche, die Mäuse zu vertreiben, unterbrochen. Im Verlauf der Nacht und infolge der festgestellten Erfolglosigkeit bisheriger Tätigkeit kam man auf den Gedanken, die Tiere durch Licht zu verscheuchen. Da man die eigenen Lampen in Kisten verpackt hatte, die, wie immer in solchen Fällen, unerreichbar unter anderen Kisten standen, borgte man sich von der Köchin eine alte Petroleumlampe. Diese Lampe war jedoch lange nicht gereinigt worden, und der ersehnte Schlaf, der zwar nun nicht mehr durch die Mäuse gestört

wurde, war jetzt wegen des aufdringlichen Geruchs der fortgesetzt schwelenden Lampe doch nicht zu finden. Nur die Kinder schliefen trotz dieser Störung ruhig und fest. Sie waren am nächsten Morgen sehr betrübt, nichts von diesen interessanten nächtlichen Ereignissen gehört zu haben. Wie gern hätten sie eine solche nächtliche Mäusejagd veranstaltet! Wenn auch die bisher in dieser Beziehung auf dem Feld und in den Ställen gewonnenen Erfahrungen der anderen Örtlichkeit wegen nicht angewandt werden konnten, so fanden sie doch überall die Mäuselöcher und waren sehr geschickt, diese zu verstopfen und konnten auch auf andere Weise erfolgreich zur Beseitigung der Mäuse beitragen.

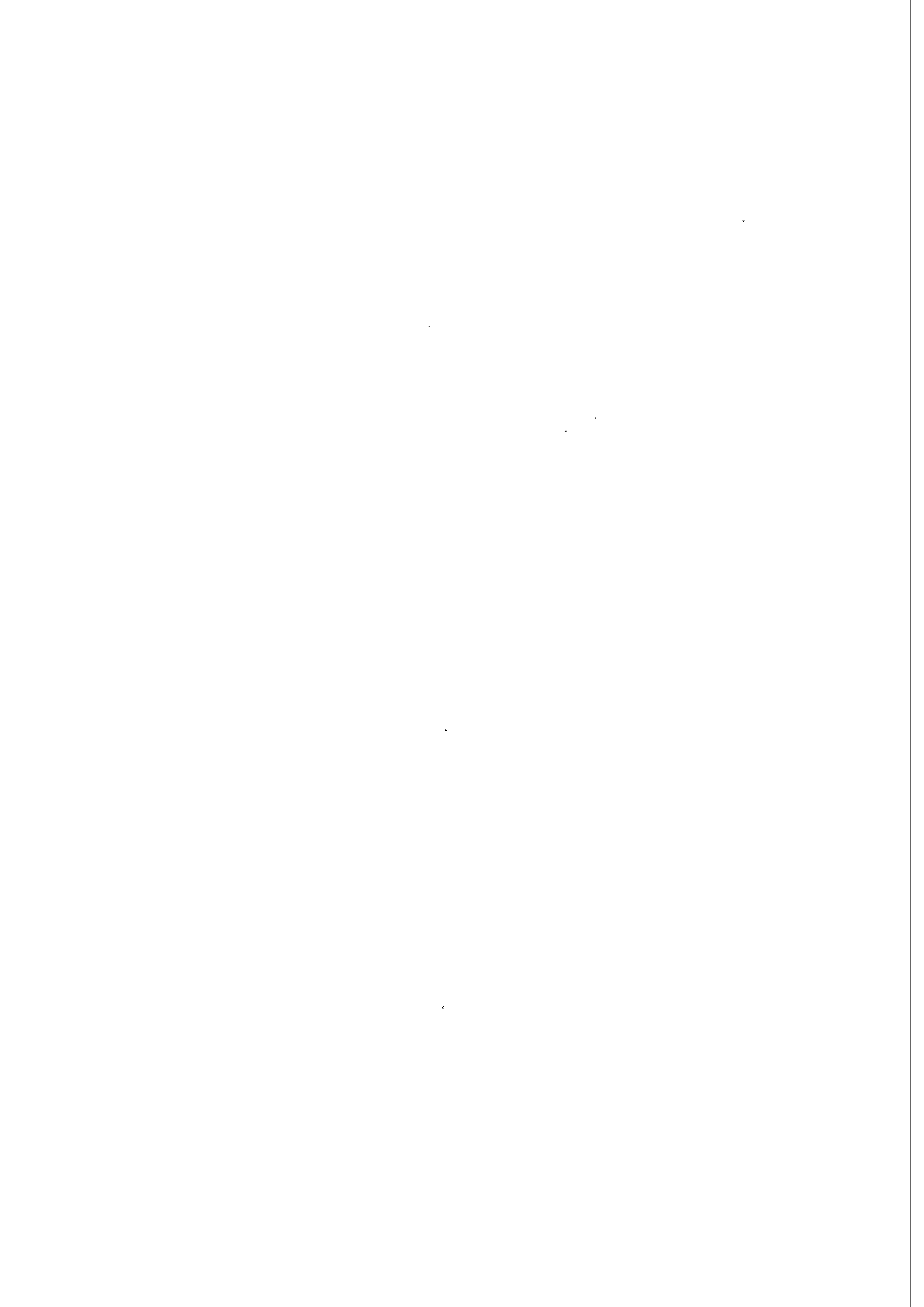
Das Haus in Thunow war vernachlässigt. Die Bewohner hatten lange nichts mehr ausgebessert und ein Teil des Daches war äußerst schadhaft. Die Wiederherstellungarbeiten schritten nur langsam voran. Man war noch nicht eingerichtet, und die weiblichen Familienmitglieder waren in dem großen dreifenstrigen Eßsaal untergebracht, wo auch der wenige Wochen nach dem Einzug geborene Hans, der jüngste Sprößling, schlief. Wegen des schadhaften Daches hatte man bereits sorgenvoll das heranziehende Regenwetter beobachtet, und das eines Nachts ausbrechende Gewitter brachte den Bewohnern neue Un-

annehmlichkeiten. Der große, auf dem Treppenflur untergebrachte, und sämtliche Kleidungstücke der Familie enthaltende Kleiderschrank war besonders durch die Regengüsse gefährdet, da er unter der Öffnung des Daches sozusagen unter freiem Himmel stand. Bald war jeder damit beschäftigt, diese Sachen in Sicherheit zu bringen und es gelang, alles zu bergen, bevor das Wasser in größeren Mengen eindrang. Kaum hatte man sich jedoch wieder niedergelegt, als das eintönige Geräusch fallender Tropfen sich auch im Zimmer vernehmen ließ und anzeigte, daß das Dach auch hier nicht regendicht war. Beim entzündeten Licht entdeckte Frau Klaire entsetzt, daß das Wasser gerade auf ihre soeben mit Mühe und Not aus dem Schrank geretteten und sorgfältig auf dem Tisch ausgebreiteten besten Kleider leckte und tropfte. Schnell wurden diese wieder an einen anderen Ort gepackt und eingehende Beobachtungen angestellt, ob sich nicht auch hier Rinnsale bilden könnten. Um dem Unheil zu begegnen, wurde jetzt versucht, in den über dem Saale gelegenen Zimmern Eimer und Schüsseln aufzustellen, um das durchtropfende Wasser darin aufzufangen. Aber kaum war man nach langer und aufregender Arbeit im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben, als das Mädchen entsetzt aus dem Kinderzimmer kam und die Anwesenheit von Mäusen meldete, deren ge-



Ludendorffs Verlag Bildarchiv

Wilhelm Ludendorff
der Vater des Feldherrn



räuschvolles Verhalten die Jungen geweckt habe. Sie war wohl in ihrer Angst diejenige gewesen, die die Jungen zu ihrem Schutz geweckt hatte. Erich erbot sich, angriffs- und kampflustig, sofort einen Stock zu holen, um den Feind in die Flucht zu jagen. Bald aber überzeugte man sich, daß es sich bei den Geräuschen nicht um Mäuse, sondern ebenfalls um eindringendes Wasser handelte, und so mußte auch hier mit Schüsseln und anderen Gefäßen Abhilfe geschaffen werden.

Diese und noch andere Einzugs- und Einrichtungschwierigkeiten gingen jedoch auch vorüber und eines Tages kehrte endlich die ersehnte Ordnung, die „segensreiche Himmelstochter", in Thunow ein. Die Zimmer waren hergerichtet und verteilt; die baulichen Veränderungen vorgenommen und beendet; das Leben nahm seinen geregelten Verlauf.

Das Thunower Gutshaus war etwa im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts erbaut worden. Nach den napoleonischen Kriegen herrschte in Deutschland größte Sparsamkeit, und daher war auch dieses Haus zwar sehr geräumig, aber in jeder Beziehung einfach und schmucklos. Die Zimmer im Erdgeschoß waren, bis auf drei kleinere, ziemlich groß und auch hoch. Im oberen Geschoß hatten die Räume die gleiche Größe, waren aber bedeutend niedriger. Die große Küche mit Nebengelassen war im Keller eingerichtet,

während sich die Vorratskammern wiederum auf dem Boden befanden. Für die Kinder war es natürlich ganz besonders schön, die drei Treppen auf und ab zu laufen. Die geplagte Hausfrau wird diesen Umstand etwas weniger reizvoll empfunden haben. Man hatte zunächst die Einteilung der Räume, wie sie der Besitzer ursprünglich vorgenommen hatte, im großen Ganzen beibehalten. Auf diese Weise blieben die großen Räume auf dem rechten Flügel, wie früher, fast unbenutzt, und eines der kleinsten Zimmer auf der linken Seite diente als Wohnzimmer. Im Sommer mochte dies gehen. Als jedoch der Winter kam und die Kinder sich nicht nur weniger im Freien tummelten, sondern sich auch an den langen Winterabenden dort um den Tisch versammelten und entsprechenden Platz beanspruchten, erwies sich dieses Zimmer für Wohnzwecke zu klein. Einen oder den anderen in das Kinderzimmer zu verweisen, war nicht gut möglich. Einmal hätte diese Verweisung für diejenigen, die es gerade traf, leicht den Anschein einer Strafversetzung gehabt, und dann wollte die Mutter ihre Kinder wenigstens abends alle um sich versammelt sehen. Aber abgesehen von der Beschränkung des Raumes, lag dieses Zimmer auch neben dem Arbeitzimmer des Vaters. Da nun z. B. die Jungen bei ihren Spielen mit Bleisoldaten oft den Boden benutzen mußten,

konnte es nicht ausbleiben, daß ihnen ihre aufgestellten Truppen oft unabsichtlich umgestoßen wurden. Dann gab es selbstverständlich unvermeidliche Auseinandersetzungen, die nicht immer lautlos verliefen und oft erst dann ihr Ende fanden, wenn die ärgerliche Stimme des in seiner Arbeit gestörten Vaters aus dem Nebenzimmer ertönte. Aber nicht nur bei derartigen Zwischenfällen, auch sonst, wenn es beim fröhlichen Spiel etwas lebhaft zuging, ließ sich die väterliche Stimme vernehmen und mahnte zur Ruhe. Diese Vorkommnisse waren für die Mutter recht unangenehm. Auf der einen Seite durfte der Vater bei seiner Arbeit nicht gestört werden, aber andererseits war Frau Klaire eine zu gute und einsichtige Mutter, um ihren Kindern die nötige Freiheit beim Spiel zu versagen. Sie hielt es für grausam, die wenigen Stunden, die sie mit ihnen verleben konnte, durch ein strenges Eindämmen der kindlichen Fröhlichkeit zu beeinträchtigen. Es war also eine Änderung in der Benutzung der Räume nötig. Die Kinder sollten nicht auf ihr Spiel verzichten, aber auch ihrem Mann war die notwendige Ruhe unbedingt zu schaffen. Sollten es die Kinder in diesem geräumigen Hause denn schlechter haben als in den kleinen Zimmern in Kruschewnia? Keineswegs. — Es galt also, das eigentlich überflüssige Besuchszimmer aufzugeben und diesen

größeren Raum, der durch das große Eßzimmer vom Arbeitzimmer des Vaters getrennt war, als Wohnzimmer zu benutzen. Hier konnte man sich dann jeder Ausgelassenheit hingeben, ohne den arbeitenden Vater unbeabsichtigt zu stören. Aber Wilhelm Ludendorff wollte in diese Veränderung nicht einwilligen. So kam es, daß es zunächst bei dieser Verteilung blieb, bis im folgenden Jahre der Winter wieder heranrückte und man wieder vor diesen sich ergebenden Unzuträglichkeiten stand. Die Liebe zu den Kindern veranlaßte die Mutter jetzt, eine entsprechende Veränderung zu verlangen. Sie schlug vor, wenn nun schon ihr erster Plan, das Besuchszimmer zu benutzen, keine Zustimmung fände, mit den Kindern in den ersten Stock überzusiedeln. Diese Lösung bedeutete allerdings im Grunde eine völlige Trennung der Familie für die Abende. Mit schwerem Herzen hatte sich Frau Klaire für diesen Plan entschlossen, aber es galt nicht ihre Annehmlichkeit, sondern die Freude ihrer Kinder und die Ruhe ihres Mannes. Da traten eigene Wünsche zurück. Doch auch zu diesem Plan konnte sich der Vater nicht verstehen. Gewiß wurde er durch die bisherige Einteilung der Zimmer gestört. Aber es war ihm eine liebe Gewohnheit geworden, in einer kleinen Arbeitpause geschwind einmal im Wohnzimmer zu erscheinen, wo die Kinder beim Spiel

versammelt waren. Dann liebte er es, den Jungen beim Spiel zuzusehen, die Aufstellung der Soldaten zu begutachten und ihnen auch wohl für die Kampfhandlungen kleine taktische Ratschläge zu erteilen. Es machte ihm viel Spaß, wenn seine Tochter bei seinem Eintreten rasch die Handarbeiten für die Weihnacht- oder Geburttagüberraschungen unter dem Tisch verbarg. Er wechselte auch gern mit seiner Frau einige Worte, um dann wieder zu seiner Arbeit zurückzukehren. Kurz und gut, Wilhelm Ludendorff wollte auf die Nähe der Seinen, die ihm ein Bedürfnis war, nicht verzichten. Seine Frau sah jedoch voraus, daß es auf diese Weise nicht gehen würde. Zumal der kleine Hans jetzt auch noch im Zimmer anwesend sein mußte und den Lärm wahrscheinlich noch verstärken würde. Es sollte jeder zu seinem Recht kommen, meinte Frau Klaire, man könne sich das Leben so einrichten, daß sich jeder wohlfühlen würde. Es sei ihre Pflicht als Hausfrau und Mutter, dafür zu sorgen. Ihr Mann habe das Recht auf die notwendige Ruhe und die Kinder auf die in vernünftigen Grenzen gehaltene Freiheit. Daher werde sie ihren Entschluß ausführen. Mit derselben Festigkeit wie damals bei der Übernahme der Wirtschaftführung im ersten Jahr der Ehe vertrat Frau Klaire auch jetzt ihren Standpunkt als Mutter, ohne dabei ihre Pflich-

ten als Gattin zu verletzen. Man einigte sich daher, das Besuchszimmer im Erdgeschoß aufzugeben und das Wohnzimmer dahin zu verlegen. So war dann erreicht worden, daß dem Vater wie den Kindern in allen Teilen entsprochen wurde. Allerdings war das „Staatszimmer“ dieser Maßnahme zum Opfer gefallen. Aber was lag daran. Das Leben der großen und kleinen Bewohner des Hauses war dadurch nur gemütlicher und schöner geworden. Vor allem konnte sich nun auch die Mutter voll und ganz der Fröhlichkeit der Kinder widmen, ohne stets von dem Gedanken geplagt zu sein, daß der im Nebenzimmer arbeitende Gatte in seiner Arbeit gestört werden könnte.

Die für die Fortbildung der Kinder so wichtige Lehrerfrage wurde bald wieder ein Gegenstand schwerer elterlicher Sorgen und erforderte neue Entschlüsse. Der ältere Lehrer, der dem unzuverlässigen jüngeren s. Zt. im Amte gefolgt war, fand eine Möglichkeit, eine Anstellung bei der Post zu erhalten. Bereits längere Zeit hatte er sich mit dem Gedanken getragen, seinen Lehrerberuf aufzugeben. Abgesehen davon, waren die Jungen jetzt soweit, daß die Kenntnisse dieses Lehrers für ihre weitere Fortbildung nicht mehr ausreichten. Erich mußte jetzt seinen ersten Unterricht in der lateinischen Sprache erhalten. Das war natürlich eine wichtige Angelegenheit, deren Bedeutung sich für den Schüler dadurch erhöhte, daß er zu diesen Lateinstunden mit der Eisenbahn nach dem nahegelegenen Köslin fahren mußte. Hier wohnte nämlich ein Student, der es übernommen hatte, die Anfangsgründe des Unterrichts in dieser Sprache zu erteilen. Dieser junge Präzeptor bewohnte ein möbliertes Zimmer im Hause eines Juden. In diesem Zimmer befand sich ein Tisch, dessen Beine durch eine Quer-

stange verbunden waren und an dem der Schüler zu sitzen pflegte. Es war natürlich sehr verlockend, die Füße während des Unterrichts zuweilen auf diese Stange zu setzen. Diese Bequemlichkeit auszunutzen, war ja nur zu selbstverständlich. Aber ebenso selbstverständlich war, daß die Politur dieser Stange durch einen solchen Gebrauch nicht gerade besser wurde. Eines Tages hatte der Jude denn auch einige Kratzer auf dieser Stange entdeckt und geriet darüber in eine furchtbare Aufregung. Es ist leicht, sich den lebhaften Redeschwall des Juden, von entsprechenden Gesten begleitet, vorzustellen und wie sorgfältig der Tisch nach dem Unterricht wohl besichtigt worden sein mag. Vielleicht haftete bei dem Knaben der Eindruck dieser Auseinandersetzungen zwischen dem Juden und dem Lehrer stärker als der Unterricht selbst.

Auch sonst war das Leben in Thunow abwechslungreich. Es war ein großer Augenblick, als der 10jährige Erich zum erstenmal mit dem Förster auf die Jagd gehen durfte. Still saß er auf dem Anstand und wartete gespannt, bis das Wild aus dem Walde heraustrat. Aber noch schöner war es, als er mit 12 Jahren selbst eine Flinte erhielt und sich selbständig als Jäger betätigen durfte. Das war etwas anderes als die Rattenjagd im Pferdestall zu Kruschewnia! Aber seltsam, das Jagdfieber legte sich bald. Als er

seinen ersten Hasen und ein Rebhuhn geschossen hatte, war er zwar ungeheuer stolz auf diese Taten und seine Beute gewesen. Aber dann? — War er nachdenklich geworden? — War es ihm vielleicht grausam vorgekommen, den Tieren aufzulauern, um sie dann aus einem Hinterhalt zu töten, wozu für ihn gar keine Veranlassung vorlag? — Mit den Ratten war es doch anders gewesen. Diese Tiere waren ja schädlich, und der Vater hatte aus diesem Grund auch ihre Beseitigung verlangt, aber hier — wenn so ein Reh behende und leicht aus dem Walde heraussprang, den Kopf gehoben, die Ohren gespitzt, prüfend, ob auch kein Feind drohte. — Jetzt das Tier niederschießen? — Nein, die Jagdfreude war ihm vergällt, so stolz er auch war, mit dem Gewehr durch Wald und Flur zu laufen. Es mögen derartige Gedanken in dem Knaben aufgestiegen sein; jedenfalls unterließ er das Schießen und ging nur noch hinaus, um das Wild zu beobachten und sich an diesem Erlebnis in der Natur zu erfreuen.

Ein Nachfolger für den scheidenden Lehrer war erst für den April zu finden gewesen. Sechs Wochen konnte man jedoch nicht ohne Unterricht verstreichen lassen und so wurde dann die stets hilfebereite Tante Henny wieder einmal herbeigerufen, um, wie damals, den Unterricht zu übernehmen. Und sie kam gern.

Wenn man sich einmal vorstellt, unter welchen Schwierigkeiten der Unterricht der Kinder bewerkstelligt wurde und dabei berücksichtigt, wie mangelhaft die Lehrmittel gewesen sein müssen, so erscheinen deren Leistungen in einem ganz besonderen Lichte. Die heutigen Lehrer würden es wahrscheinlich für ausgeschlossen halten, auf solche Weise so bedeutende Ergebnisse zu erzielen. Hier zeigt es sich besonders deutlich, daß es auf die Schüler selbst ankommt, und daß der geniale Mensch sich den Stoff des Wissens durch Auffassunggabe und Willen aneignet und unterwirft. Denn bei allen Fähigkeiten, bei aller Mühewaltung und Eifer der Tante Henny war es ihr niemals möglich, ihren Unterricht, selbst unter Berücksichtigung des derzeitigen Stoffes, auch nur annähernd so durch anschauliches Material u. dergl. zu unterstützen, wie es heute den Schülern vorgeführt wird. Trotzdem ist aus diesem Unterricht der große Feldherr Erich Ludendorff hervorgegangen. Wir sehen aber auch, daß dieser Junge durch seine sich mehr und mehr offenbarende Willenskraft und Lernbegierde selbst die Schwierigkeiten überwand und auch seine Geschwister nur durch sein Beispiel mit fortriß. Die Erzieherin, mit welcher sich die Tante zunächst in die Aufgaben teilte, verließ Thunow bald wieder, und Fräulein v. Tempelhoff, die so oft aus-

geholfen hatte, zog nun als Hausgenossin und Lehrerin dort ein, um den Unterricht für die Kinder endgültig zu übernehmen und bis zum Verlassen des Elternhauses fortzuführen.

Je mehr die Kinder heranwuchsen, desto schwieriger wurde der oft kränkelnden Tante auch der Unterricht. Besonders mit dem wohl sehr begabten, aber auch unbändigen Eugen hatte sie, wie sie berichtet, oft ernstliche Schwierigkeiten, die der Vater dann mit dem Lineal, in entsprechender Weise eingreifend, überwinden half. Auch mit der Kinderfrau hatte Eugen oft kleine Zusammenstöße, der sich oft mit den Dorfjungen zusammenfand, um mit ihnen zu toben und allerhand Streiche zu verüben.

Ganz anders war sein Bruder Erich. Er lebte mehr still für sich. Sein Fleiß und seine Ausdauer beschränkten sich nicht nur auf den Unterricht, sondern auch auf andere häusliche Angelegenheiten, so daß er sich durch Ritterlichkeit und Hilfebereitschaft die stumme Achtung und Liebe aller Hausgenossen erwarb. Eine äußerst wichtige Sache war es für ihn, daß er morgens rechtzeitig geweckt wurde, und er versuchte ständig die Kinderfrau und das Stubenmädchen zu bewegen, ihn früher zu wecken als es bestimmt war. In dieser Beziehung hegte er stets einen großen Argwohn, daß seine Bitten nicht befolgt wur-

den. Das ging so weit, daß er sich zeitweilig im Halbschlaf erhob und der Meinung war, die Stunde des Aufstehens sei bereits gekommen. Wenn auch die Kinderfrau, „Hosche“ genannt, ihren Erich besonders schätzte, so nahm sie ihm dieses in ihre Zuverlässigkeit gesetzte Mißtrauen wegen des rechtzeitigen Weckens doch übel. Aber sehr ärgerlich wurde sie, wenn er das kleine Hänschen schalt, weil ihm dieses etwa mit den beim Verspeisen eines Butterbrotes fettig gewordenen Händen anfaßte und ihm den Anzug beschmutzte. So sehr das Brüderchen geliebt wurde, so sorgfältig er den Kleinen bewachte und gegebenenfalls betreute, sobald er ihm einmal anvertraut wurde, so zornig wurde er, wenn die peinliche Sauberkeit seiner Sachen oder seines Anzuges in irgendeiner Weise beeinträchtigt wurde. War ein solches Mißgeschick eingetreten, so wurde sofort alles aufgeboten, um die Spuren solcher Unsauberkeit zu beseitigen. Auch wenn er einen Knopf seines Anzuges verloren hatte, oder wenn ein Riß entstanden war, übergab er den Schaden sofort kundigen Händen zur Ausbesserung mit dem mahnenden Hinweis: aber so, daß nichts zu sehen ist. War ihm jede Unsauberkeit als kleines Kind schon unangenehm gewesen, so prägte sich der Widerwille dagegen immer mehr aus. Diesem Widerwillen gegen eine Unsauberkeit im Äußeren entspricht

voll und ganz der Widerwille des Feldherrn gegen jede Unsauberkeit des Denkens und der Gesinnung. In ein Zeitalter hineingeboren, in welchem gerade diese unsaubere Gesinnung im Wachsen begriffen war, konnte Erich Ludendorff dem Volke, von allem anderen abgesehen, bereits in dieser Beziehung ein leuchtendes Vorbild werden und sein. Er mag manchmal angesichts der Niedrigkeit und Gemeinheit so vieler Zeitgenossen gedacht haben, wie sich Schiller gegenüber einer besonders niederträchtigen Handlungweise äußerte:

„Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich vergehen."

Nahm Erich durch seine sich entwickelnde und sich ausprägende Persönlichkeit eine besondere Stellung ein, so entwickelte sich beim Lernen und Arbeiten ein besonders inniges Verhältnis zwischen ihm und seiner Schwester Else. Henny v. Tempelhoff berichtet uns, wie sie ihre herzliche Freude an dem Geschwisterpaar hatte, wenn sie beide beim Lernen beobachtete. Zuweilen einen Arm um des anderen Schulter geschlungen, das Buch gemeinsam haltend und die Köpfe dicht aneinandergeschmiegt, saßen sie dann beisammen und lernten oder machten Übersetzungen. Allerdings konnte dieses Verhältnis auch zeitweilig

getrübt sein. Das war besonders der Fall, wenn Else einmal, sei es, weil sie zuerst geweckt, oder durch einen anderen Umstand im Schulzimmer anwesend war, bevor der Bruder eintrat. Der erste im Zimmer und der erste bei der Arbeit zu sein, dieses Vorrecht wollte er an niemand abtreten, auch nicht an die Schwester. Dann vergaß er sogar die sonst so weitgehend geübte Rücksicht auf die zuweilen noch schlafende Tante. Sein Ärger machte sich dann in allerhand Gepolter durch zurechtgerückte Stühle, besonders geräuschvoll aufgeschlagene Bücher und in ähnlichen Äußerungen Luft. Das gewohnte gemeinschaftliche Lernen unterblieb dann natürlich auch, obgleich es ihm zu einer lieben Gewohnheit geworden war. Der völlig gemeinschaftliche Unterricht beider Geschwister war jedoch nicht in allen Fächern durchführbar, weil Erich für das Kadettenkorps und Else für die höhere Mädchenschule vorbereitet werden sollte. Um nun in der französischen Sprache mit der Schwester Schritt halten zu können, mußte der Bruder bereits mehr leisten als nötig war, und er schaffte es leicht. Umgekehrt jedoch hätte die Schwester am Latein- und Mathematikunterricht des Bruders teilnehmen müssen, dazu hatte sie jedoch keinerlei Neigung. Aber selbst wenn sie dies gewollt hätte, wäre es ihr wohl kaum gelungen, mit den Leistungen des

Knaben in der Mathematik Schritt zu halten. Es ist ja eine oft in der Geschichte gemachte Erfahrung, daß die großen Heerführer als Kinder schon eine besondere Begabung in der Mathematik aufzuweisen hatten. Auch bei Erich Ludendorff trifft dieses also zu, wie es für Napoleon I. und andere zutraf. Die Weise, wie der Knabe hier arbeitete, zeigt ein bemerkenswertes Streben, die Lösungen der mathematischen Aufgabe allein und selbständig zu finden. Wenn er sich dann selbst bei schönstem Sommerwetter abmühte, die Probleme durch eigenen Scharfsinn zu lösen, versuchte die Tante Lehrerin gutmütig durch entsprechende Hinweise einzugreifen, um dem Schüler auf diese Weise zu helfen. Solche Hilfe wäre wohl jedem Jungen willkommen gewesen, wenn draußen Sonnenschein und Vogelgezwitscher ins Freie lockte oder fröhliches Spiel wartete. Erich Ludendorff machte es anders.

„Sag' nichts, Tante, bitte sag' nichts! Ich muß allein dahinter kommen", fiel er sofort ein, wenn er merkte, daß ihm hier geholfen werden sollte. Der sich mehr und mehr zur Selbständigkeit entwickelnde Geist des Knaben, die sich schärfer und schärfer ausprägende Persönlichkeit lehnte fremde Hilfe ab. Er selbst wollte die Lösungen finden, er mußte sie finden und — er fand sie auch!

Die Schwester war mit diesem unermüdlichen Eifer des Bruders gar nicht immer einverstanden. Waren die Beiden doch nicht nur beim Lernen, sondern auch sonst unzertrennliche Gefährten geworden, und trotzdem das Mädchen älter war, vertrugen und verstanden sie sich ausgezeichnet. Deshalb faßte Else eine ausgeprägte Abneigung gegen die Mathematik, da diese Lieblingswissenschaft des Bruders diesen so oft beanspruchte und ihr so den Gefährten bei den gemeinsamen Unternehmen und Umherstreifereien nahm.

Die schulfreien Stunden des Tages hatten die Kinder auch stets zu ihrer völlig freien Verfügung. Die Mutter huldigte dem Grundsatz: „Das Unterordnen lernen die Kinder in der Schule, und die Hausordnung bietet ebenfalls noch manche Gelegenheit dazu, aber das Freiübersichverfügenkönnen will auch gelernt sein, wenn aus ihnen selbständige Menschen werden sollen."

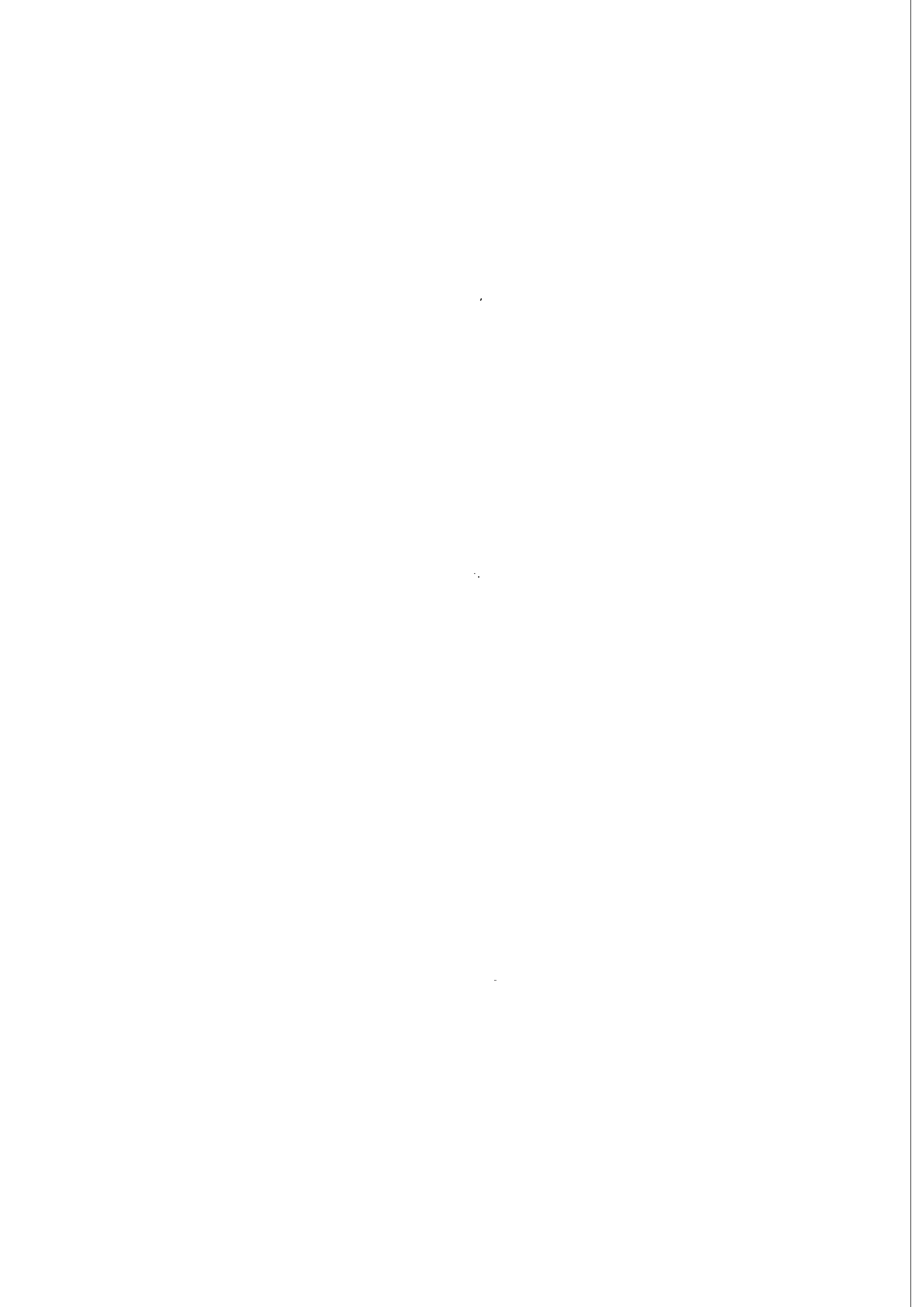
Auf diese Weise genossen die Kinder eine glückliche Kindheit und wuchsen doch zu verantwortungbewußten arbeitfreudigen Menschen heran. Außer den Pflichten in der Schule, deren Erfüllung aber auch restlos geleistet werden mußte, lagen ihnen keine Pflichten ob. Aber sie empfanden doch bald, daß sie sich auch freiwillig in irgendeiner Weise nützlich



Zur freundlichen Er-
innerung an seinen
gehorsamen Fechtschüler
Ludendorff.

Ludendorffs Verlag Bildarchiv

Dieses Bild mit Unterschrift widmete der Kadett Erich Ludendorff seinem Fechtlehrer, dem späteren Generalleutnant v. Mühmann



machen konnten, und daß die Ausübung einer über das Maß der Pflicht hinausgehenden Leistung eine wirkliche Freude und Befriedigung darstellte. Bei allen möglichen Gelegenheiten war ja auf dem Lande stets genügend zu tun. Das Unkraut wuchs im Garten schneller wieder nach, als es entfernt werden konnte, Bewässern, Pflanzen, das Ernten von Beeren und Früchten usw., kurz, alle die vielen Arbeiten, die ein Garten mit sich bringt, mußten getan werden. Mit großer Sorgfalt und ebensolchem Geschick arbeiteten auch hier Else und Erich gemeinsam. Wenn die Schwester manchmal meinte: jetzt sei wohl die Arbeit getan und man könne zu etwas anderem übergehen, so fand der Bruder immer noch etwas daran zu verbessern, zu vollenden oder zu verschönern. Besonders lustig ging es natürlich im Herbst bei der Obsternte zu. Dann kletterte alles mit Pflücken beschäftigt in den Obstbäumen umher bis in die äußersten Spitzen. Unter fröhlichem Lachen wurden die Äste der weniger edlen Sorten geschüttelt, und lauter Jubel ertönte, wenn durch die herabfallenden Früchte die Umstehenden getroffen wurden, oder gar eine ganze Ladung auf die untenstehenden Sammler niederregnete. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß bei solcher Gelegenheit von den Helfern entsprechende Mengen der Ernte an Ort und Stelle vertilgt wur-

den. Brachte das Jahr aber einmal einen schlechten Obstbestand, so war man auf die List verfallen, während des Pflückens ein gemeinsames Lied anzustimmen, damit die Ernte nicht zu kläglich ausfiel.

Aber nicht nur der Garten bot Gelegenheit zu fröhlichen Ernten, sondern auch außerhalb, in Feld und Wald, wuchs manches, das zubereitet, den Haushalt und die Vorratskammer bereicherte. Das waren Waldbeeren, Pilze und Haselnüsse. Die größeren Waldungen bei Streckenthin waren weiter entfernt und wurden zu diesem Zwecke weniger aufgesucht. Dagegen waren die kleineren, bei Thunow liegenden Gehölze der Schauplatz mancher fröhlichen Pilz- und Beerenernte. Allerdings nahmen die Kinder an diesem mühseligen Sammeln keinen großen Anteil. Sie trieben sich lieber im Walde umher. Die Beeren wanderten meistens sofort in den Mund und die Pilze hatten überhaupt wenig Anziehungkraft für sie. Doch waren sie sehr findig im Aufspüren der Fundstellen, wohin sie die Erwachsenen dann zum Einsammeln führten. Das Sammeln der Haselnüsse war schon eine andere Sache. Diese Streifzüge wurden mit Leidenschaft und Ausdauer betrieben. Wer brachte die meisten? Das war beim Ausrücken die große Frage, deren Lösung man bei der Heimkehr mit Spannung entgegensah. Oft wurde der Rückweg

erst bei hereinbrechender Dämmerung angetreten, wenn nicht der mitgenommene Beutel schon vorher gefüllt war. Schlechte, unter den Sträuchern liegende Nüsse einzusammeln, galt für schimpflich. Es mußten tadellose Nüsse sein, und die Beute wurde auch daraufhin untersucht, bevor der Sieger in diesem Wettsammeln offen erklärt wurde. In den meisten Fällen trugen Erich oder Else den Sieg davon.

Nach diesen Erntefreuden kamen auch bald die kürzeren Tage und kündeten den Winter an. Der Herbststurm umbrauste das Haus und zauste in den hohen Kiefern jenseits der Landstraße, gegenüber dem Hause, daß sie ächzten und stöhnten. Der Aufenthalt im Freien wurde immer mehr beschränkt, aber die Familie Ludendorff sammelte sich in der Wohnstube im traulichen Kreise. Es kam dann auch für die Erwachsenen eine ruhigere Zeit. Eine Zeit, wo nicht mehr sorgenvoll nach dem Wetter ausgespäht wurde, das unter Umständen in der Landwirtschaft die schwere Arbeit eines Jahres in verhältnismäßig kurzer Zeit vernichten kann. Von diesen Sorgen waren die Kinder allerdings noch nicht beschwert, und somit bedeutete für sie das Herannahen des Winters ein Ende ihrer sommerlichen Freuden, was nur dadurch einen Ausgleich fand, wenn Frostwetter und Schnee eintraten. Dann war wieder Gelegenheit zu allerlei fröhlichem Spiel gegeben. Doch einen Ausgleich gab es noch, der alle Deutschen Menschen, seien sie nun groß oder klein, mit allen Unbilden des Winters

aussöhnte. Das war das traute Deutsche Weihenachtfest. Auf einem Gute wie Thunow gab es für dieses Fest große Vorbereitungen zu treffen. Denn außer dem Gesinde wurden die schulpflichtigen Kinder des Gutsbezirkes durch Ludendorffs beschenkt. Diese Sitte hatte die Mutter eingeführt. Es wurde nun aber nicht gedankenlos irgend etwas gekauft, sondern es wurde sinnvoll erwogen, was die Einzelnen gebrauchen konnten. Für die Kinder der ärmeren Tagelöhnerfamilie waren natürlich Kleidungstücke besonders erwünscht. Da diese Kleidungstücke aber alle im Hause gearbeitet wurden, so begannen bereits lange vor dem Weihenachtfeste die Schneidertage, wo unter Frau Klaires Leitung zugeschnitten und genäht wurde. Stoffreste, alte Kleidungstücke und dergleichen türmten sich dann in der Schneiderstube. Die Nähmaschine ratterte, Scheren klapperten, und für den Unkundigen seltsam geformte Stoffausschnitte breiteten sich auf dem Tische aus, um von kundigen Händen in überraschender Weise zu Anzügen oder Kleidern zusammengefügt zu werden. Von Zeit zu Zeit wurde auch eins der Kinder zur Anprobe in dieses Zimmer beordert, wenn es selbst neu eingekleidet, oder auch eins der zu beschenkenden Kinder, dessen Größe gleich war, vertreten sollte. Ungeduldig und steif stand dann der Betreffende da und

mußte sich die halbfertigen und einstweilen flüchtig zusammengenähten Teile Stück für Stück anlegen lassen, während die Kleiderkünstlerinnen untereinander berieten, hier etwas wegschnitten, dort etwas zusammensteckten, bis alles richtig „saß“. Aber der Erfolg war auch groß, und niemand konnte auf die Vermutung kommen, daß diese Anzüge nicht aus einer Fachwerkstätte stammten. Die Knaben trugen, bevor sie die Uniform anzogen, Anzüge von gleichem Schnitt, die nur in den Farben abwichen. In den grauen, einer Forstuniform ähnlichen Joppen, anliegenden Hosen und Schaftstiefeln sahen sie gut aus und waren für ihren Landaufenthalt praktisch gekleidet. Besonders Erich, der durch seine Sorgfalt für seine Kleidung besonders auffiel, entlockte einer Bekannten durch seine Erscheinung den Ausruf: „Der sieht immer aus wie ein Prinz.“ Obgleich Eugen, seiner etwas gedrungeneren Gestalt wegen „Dicker“ genannt, die gleiche Kleidung trug, so machte sein Bruder Erich infolge seiner schlanken Gestalt und straffen Haltung einen außergewöhnlichen Eindruck. Abgesehen von den nicht sehr willkommenen Anproben, gab es auch solche, die sehr viel Spaß und Lachen verursachten. Das geschah, wenn die Mutter einmal eins der zu verschenkenden Mädchenkleider prüfen wollte und

einen der Jungen, der die Größe hatte, ersuchte, das Kleid anzuziehen.

Im Verlauf dieser Schneidertage türmten sich dann die fertigen Erzeugnisse in dem Raum, der neben dem Wohnzimmer lag. Auch ganze Stöße von Schürzen und selbstgestrickten Schals, Pulswärmern und dergleichen, füllten die bereitstehenden Körbe, bis alle zu Beschenkenden versorgt waren. Dann nahte alljährlich ein wichtiges Ereignis in der Reihe der Weihenachtvorfreuden. Es war der Tag, an dem die Mutter und Tante gemeinsam zur Stadt fuhren, um die erforderlichen Einkäufe zu machen. Wenn der Wagen dann zurückkehrte und vor dem Hause hielt, erhob sich ein derartiger Jubel, daß die Pferde fast scheuten. Alle Kinder beeilten sich, die vielen Pakete nacheinander ins Haus zu tragen. Selbstverständlich wurde alles genau betastet, und dann wurden anschließend Vermutungen angestellt, was wohl dies oder jenes Paket enthalten könnte. Wenn dann der eine etwas „ganz genau" ermittelt hatte, gab es ein Tuscheln und Fragen und einen Meinungaustausch über das, was der andere wußte. Die für die Dorfkinder gekauften Geschenke wurden zwar ausgepackt und gemeinsam besichtigt, aber man beachtete dies nicht sonderlich, weil jeder von seinen eigenen Wünschen und Erwartungen erfüllt war. Nachdem die Pakete in

jenem Zimmer verschwunden waren, das grundsätzlich „die Weihenachtstube" hieß, wurde dessen Tür verschlossen, um sich für die Kinder erst wieder an dem großen Tage zu öffnen. Aber täglich wurde versucht, ob nicht durch das Schlüsselloch oder die Ritzen etwas zu erspähen war. Ging jedoch einer der Erwachsenen in dieses Zimmer, so eilten alle hälsereckend hinzu, um bei dem Öffnen der Tür irgend etwas in der Stube zu erblicken. Dann wurden wohl wiederum Beobachtungen unter den Kindern ausgetauscht, und manche Jubelrufe ertönten, wenn wirklich etwas erblickt war, oder man das Richtige erraten zu haben glaubte. Natürlich wurde diese fröhliche Spannung noch dadurch erhöht, daß jeder Erwachsene die Tür mit komisch-ängstlicher Bedächtigkeit nur ganz wenig öffnete, um sich durch einen möglichst schmalen Spalt hindurchzuzwängen — obgleich in dem Zimmer selbst alles zugedeckt und überhaupt nichts zu sehen war. Aber diese Weihenachtstimmung wurde auf diese Weise von Tag zu Tag gehobener und heimlicher. Natürlich gab auch das Backen der Weihenachtkuchen vielen Anlaß zur Freude. Denn derartige Vorbereitungen, die ja eigentlich keine Überraschung waren, wurden auch nicht heimlich veranstaltet, sondern bildeten eine Tätigkeit, an der auch die Kinder teilnahmen. Gerade solche weihenachtliche

Geschäftigkeit im Haushalt macht das Fest ja erst zu diesem einzigartigen Erleben, welches es uns für das ganze Leben so wert macht. Auch die Süßigkeiten, die man in der Stadt gekauft hatte, wurden gemeinschaftlich ausgepackt und manches Stück wurde dann auch als Vorgeschmack des Weihenachtfestes von den dann besonders eifrig helfenden Kindern verspeist. Die letzte und bedeutendste Vorbereitung war dann das Aufputzen des Baumes. Auch daran durften sich die Kinder beteiligen. Zuvor waren gemeinschaftlich aus Gold- und Silberpapier kleine Kästchen und Tüten zurechtgebastelt, die zur Aufnahme von allerlei Süßigkeiten dienten, die später zwischen den ersten Feiertagen und Neujahr unter Teilnahme der ganzen Familie als Gewinne beim Spiel gebraucht wurden. In Thunow war es noch ein besonderes Ereignis, wenn Richard, der inzwischen in das Kadettenkorps zu Plön eingetreten war, eintraf, um den Urlaub im Elternhaus zu verbringen. Zuweilen stellten sich auch andere Weihenachtbesuche ein, die die allgemeine Fröhlichkeit des Weihenachtfestes noch erhöhten. Bei solchen Gelegenheiten kam es dann auch vor, daß einer der besuchenden Brüder Wilhelm Ludendorffs die Neffen auf ihre Fortschritte in der Schule hin prüfte. Er mochte vielleicht glauben, infolge des häuslichen Unterrichts gewisse

Lücken bei ihnen feststellen zu können. Besonders Erich bestand die Probe jedesmal glänzend, ja es ereignete sich sogar, daß der Frager selbst hereinfiel und sich irrte. Er glaubte sich indessen auf sein unfehlbares Gedächtnis verlassen zu können und erklärte zuweilen eine Antwort seines Neffen für falsch, worauf ihm dieser dann ruhig nachwies, daß der Irrtum auf seiner Seite lag. Obgleich er oft diese Erfahrung machen mußte, ließ er sich doch immer wieder auf solche Erörterungen ein. Aber mit unbeeinflußbarer Sicherheit vertrat Erich seine richtigen Behauptungen und ließ sich von der Festigkeit, mit der der gute Onkel zuweilen seine unbewußten Irrtümer vertrat, keineswegs irre machen. Diese „Prüfungen“ seitens der besorgten Verwandten hatten aber doch einen ernsten Hintergrund. Ganz abgesehen davon, daß man vielleicht glaubte, der Hausunterricht würde doch wohl nicht so ganz gründlich gegeben, hatte Frl. v. Tempelhoff noch gar kein Examen gemacht und ihr fehlte eigentlich die Berechtigung zu dem erteilten Unterricht. Der Schulinspektor, der verpflichtet gewesen wäre, sich dieses Falles besonders anzunehmen, hatte — wie er später gestand — nicht den Mut dazu, da er sich einmal selbst nicht so ganz sicher fühlte und außerdem von den Fähigkeiten Frl. v. Tempelhoffs völlig überzeugt war. Es war also ver-

ständlich, wenn Verwandte und Bekannte verwundert die Köpfe schüttelten, je näher die Zeit heranrückte, wo Erich in das Kadettenkorps eintreten sollte. Man machte die Eltern auf das Wagnis aufmerksam, das mit einem ungenügenden Unterricht verknüpft war. Man hatte s. Zt. bereits dringend geraten, den Jungen mit 9 Jahren, d. h. so früh wie irgend möglich, dort unterzubringen. Zweifellos dachte man an irgendwelche Versäumnisse beim Unterricht, die sich beim späteren Fortkommen ungünstig auswirken könnten.

Aber die Eltern ließen sich nicht von den vielen Ratschlägen beirren. Sie trauten der Lehrerin die Fähigkeit und Tatkraft zu, alles daranzusetzen, um den Jungen so weit wie nötig zu fördern. Aber ganz abgesehen davon, war es für das Kind zweifellos besser gewesen, jene Jahre noch im Elternhause zu verbringen. Besonders in einem Elternhaus, wo der Vater und die Mutter in pflichttreuer Arbeit den Kindern ein so gutes Beispiel gaben, wo trotz allen Ernstes ein fröhliches Zusammenleben herrschte. Da war jedes Jahr, welches das Kind noch dort verlebte, für die seelische Entwicklung und sein späteres Leben bedeutungvoll. Die Eindrücke und Erlebnisse, welche das Kind in jenen Jahren in sich aufnimmt, werden zu unvergeßlichen Erinnerungen, die sich zweifellos

im späteren Leben charakterbildend auswirken. Das Elternamt und die Erfüllung der Elternpflichten ließen sich die Eltern Erich Ludendorffs nicht eher nehmen, als die militärische Laufbahn des Sohnes diese Entfernung notwendig machte. Ihr Handeln hat sich als richtig erwiesen.

Wie sehr Erich Ludendorff während seines späteren Lebens mit den Eltern verbunden blieb, zeigen die Sätze in dem Werke „Mein militärischer Werdegang“:

„Es war für mich eine große Freude gewesen, daß ich mit meiner Versetzung nach Berlin nun wieder Eltern und Geschwistern nahe war. Ich habe, wenn es der Dienst erlaubte, auch weiterhin bei ihnen Mittag gegessen und habe nun, als ich nicht mehr junger Mensch, die treue Fürsorge von Vater und Mutter für meine jüngeren Geschwister noch mehr schätzen gelernt als schon in jüngeren Jahren. Im Januar 1906 starb mein Vater. Meine Mutter und wir Kinder verloren in ihm viel. In meiner Erinnerung lebt er als das Vorbild eines Deutschen Menschen, Gatten und Vaters. Er war ein Kind seiner Zeit. Die großen Erkenntnisse, die ich heute gewonnen habe, waren ihm fremd, genau so, wie sie mir auch damals fremd waren.

Der Tod meines Vaters und der Wunsch, meiner

Mutter nahe zu bleiben, war einer der Gründe, die mich veranlaßten, im Herbst 1906 das Kommando als Lehrer des 3. Jahrganges der Kriegsakademie in Taktik und Kriegsgeschichte zu erbitten . . ."

Ferner schreibt er über den Tod der Mutter:

„Ich erlebte in Düsseldorf noch den Schmerz, daß im März 1914 meine liebe Mutter ihre Augen schloß. Ich war stets in enger Verbindung mit ihr geblieben. Sie hatte mich auch in Düsseldorf besucht, und ich konnte ihr als Sohn in Liebe und Fürsorge das danken, was ich ihr schuldete. Sie lebt noch heute in meiner Erinnerung wie mein Vater, und zwar als liebe Mutter und stolze Frau. Sie hat nicht mehr die Ruhmestaten unseres Heeres, nicht mehr Lüttich und Tannenberg, die Schlacht an den Masurischen Seen und alle die Siege erlebt, die nun einmal mit meinem Namen, trotz aller Sabotage meiner Feinde, auf ewig verknüpft sein werden. Sie erlebte aber auch nicht mehr den Sturz unseres Volkes und des Staates aus stolzer Höhe."

So war denn das Jahr 1877 herangekommen. Der Zeitpunkt, der für den Eintritt in das Kadettenkorps in Frage kam, ließ sich nun nicht mehr hinausschieben. In Begleitung seiner Eltern fuhr Erich Ludendorff nach Plön, um die zur Aufnahme in die Kadettenanstalt erforderliche Prüfung abzulegen.

Wir können die Aufregung der zurückbleibenden Tante Henny wohl verstehen. Wenn sie sich auch beim Unterricht streng an alle Vorschriften und den Lehrplan des Kadettenkorps gehalten und den erforderlichen Lehrstoff durchgenommen hatte, so war ihr die große Verantwortung, welche sie trug, wohl bewußt. Aber ganz abgesehen davon, gab es ja so manche Zufälligkeiten, durch die der Junge bei der Prüfung scheitern konnte, auch wenn er den Wissensstoff beherrschte. Die fremde und ungewohnte Umgebung, das beklemmende Bewußtsein, daß von der Prüfung so viel für das spätere Fortkommen abhing, — wie viele andere Umstände konnten die Ruhe und Sicherheit des Prüflings beeinträchtigen und behindern, so daß er bei den Arbeiten und Antworten ver-

sagte. Um ganz sicher zu gehen, hatte die Tante allerdings das Klassenpensum für die Quarta überschritten, obgleich ihr Schüler nur für diese Klasse vorbereitet zu werden brauchte. Dieser Umstand war nicht einmal der Mutter bekannt, da Frl. v. Tempelhoff keine falschen Hoffnungen erwecken wollte.

Auf diese Weise wurde der Tante gar nicht so sehr bewußt, daß ihr Liebling Erich sich jetzt von ihr trennte, und sie blickte dem davonrollenden Wagen nur von dem Gedanken beseelt nach, daß er die Prüfung bestehen möchte.

Nach der Abreise nach Plön ging das Leben in Thunow seinen gewohnten Gang, während man gespannt den Tag erwartete, an dem die entscheidende Nachricht eintreffen konnte. Dieser Tag kam und die Depesche des Vaters lautete:

„Erich bestes Examen nach Untertertia.

Gruß und Dank Ludendorff."

Ein lauter Jubel brach aus, als die Depesche vorgelesen wurde. Der vierjährige Hans verstand zwar nicht den Anlaß des wahren Indianergeheuls, welches seine Geschwister erhoben, aber er stimmte selbstverständlich mit ein. Überall im Hause, im Hof, ja im Dorf wurde die große Nachricht von den Kindern

verkündet, denn die Bewohner, welche die Ludendorffs kannten und ihre Fürsorge bei so vielen Gelegenheiten erfahren hatten, nahmen an allen Ereignissen im Gutshause aufrichtigen Anteil.

Am folgenden Tage erhielt Frl. v. Tempelhoff von ihrer Schwester einen längeren Brief, welcher die näheren Umstände bei der Prüfung eingehend schilderte. Frau Klaire schrieb:

„Meine liebe Henny!

In der Stimmung, in welcher ich mich befinde, kann ich nichts Besseres tun, als Dir schreiben. Ich weiß, welch mitfühlendes Herz ich bei Dir finde. Die Depesche hast Du ja doch gewiß bekommen, und ich kann mir denken, welche Freude sie bei Dir erregt hat. Erich hat ja nun unsere Erwartungen noch übertroffen. Er hat sich beim Examen brillant gemacht. Er ist der einzige, der nach Untertertia gekommen, und ist der Jüngste der ganzen Klasse. Erst haben sie ihn mit allen Altersgenossen zusammen für die Quinta geprüft, von denen einige gar nicht angenommen wurden, die meisten nach Sexta und nur zwei nach Quinta kamen. Die Lehrer mußten wohl gleich gemerkt haben, daß Erich weiter war, und ließen ihn dann für Quarta arbeiten, aber auch diese Arbeiten

hatte er alle gut gemacht. Da wurde er noch, nachdem alle anderen schon fertig waren und herunterkamen, allein weiter geprüft. Ich wußte erst gar nicht, was ich denken sollte. Alle Jungen waren da, nur Erich erschien nicht. Da fragte ich sie, was aus meinem Jungen geworden wäre, und sie sagten mir, daß er noch für Untertertia geprüft würde. In dem Augenblick kam auch Leutnant Kowalski und berichtete mir, Erich hätte im Französischen ein vorzügliches Examen gemacht, er sollte nun weiter geprüft werden. Er hat dann sogar noch für Tertia „recht gut" bekommen. Als der Oberst erschien, um das Resultat zu verkünden, klopfte mir mein Herz zum Zerspringen. Quarta wußte ich ja schon bestimmt, aber da mir nun Untertertia schon in Aussicht gestellt war, hoffte ich, daß es das würde. Nachdem der Oberst den Namen Erich Ludendorff gelesen hatte, sagte er: ‚Ich mache ihm mein Kompliment, er hat sich bis Untertertia heraufgearbeitet.' Du hättest den Jungen sehen sollen, mit welchem strahlenden Blick er mich da ansah. Der Hauptmann kam nachher noch zu mir und sagte, Erich hätte von allen Knaben, die in diesen Tagen geprüft worden sind, den Vogel abgeschossen, wie er sich ausdrückte. Wie gesagt, wir waren stolz auf unseren Jungen, und Du bist es gewiß mit uns. Tausend Dank Dir für die Mühe, die Du Dir mit ihm

gegeben hast. Ich weiß, daß Du Dich nun durch den Erfolg für alles belohnt fühlst. Mit Worten kann ich Dir meinen Dank eigentlich gar nicht aussprechen, denn, Du weißt, viel schöne Worte machen kann ich nicht, aber jedenfalls sei überzeugt, daß ich diesen Dank, den ich Dir schulde, tief, tief im Herzen empfinde. Und ich bitte Dich recht herzlich und innig, habe nun auch mit Gen noch Geduld. Bedenke, er ist erst acht Jahre, und wie wir Dich durch Strenge und Ermahnungen unterstützen können, das soll gewiß geschehen. Und wenn wir es Dir nicht genug danken können, so sieht der Vater im Himmel Deine Treue, Liebe und Geduld und wird es Dir sicher lohnen. Alle diese Worte sind nicht nur so hingeschrieben, sondern kommen aus einem Mutterherzen, das wohl heute die größte Freude, die es empfinden kann, empfunden hat, und auch den tiefen Schmerz der Trennung, den Du, ich weiß es wohl, mit mir teilst; Du wirst daher auch verstehen, wie mir alles von Herzen kommt. — Bis acht Uhr waren die Jungen noch hier bei uns im Hotel. Richard hatte vier Kadetten eingeladen, und wir hatten eine Bowle machen lassen, da waren denn alle sehr vergnügt. Jeder Kadett, der zu sehen war, gratulierte Erich, denn so lobend, meinten sie, hätte sich der Oberst noch nie ausgedrückt.

Gott erhalte mir meinen Herzensjungen so brav und gut, wie wir ihn aus den Händen geben. Seid alle tausendmal gegrüßt von

Deiner treuen, Dir ewig dankbaren

Schwester Klara.

Erich sieht als Kadett allerliebst aus, wir haben ihn gleich photographieren lassen."

Es ist verständlich, daß sich die Tante über ihren großen Erfolg freute. Aber dieser Erfolg ist nicht ihrem Unterricht allein zuzuschreiben, sondern dem Umstand, daß ihr Schüler eine große und geniale Veranlagung besaß, die sich mit dem festen Willen verband, sein Ziel zu erreichen.

Der Eintritt Erich Ludendorffs in das Kadettenkorps bildet eigentlich den Abschluß einer Schilderung seiner Kindheit. Es beginnt jetzt die militärische Laufbahn, die er als Feldherr in seinem Werke „Mein militärischer Werdegang" selbst beschrieben hat. In diesem Werke heißt es: „Mit 12 Jahren — im Jahre 1877 — kam ich nach Plön ins Kadettenkorps und trat damit aus solcher ländlichen Einsamkeit heraus, den ersten Schritt ins Leben. Ein längeres Verbleiben im Elternhause war nicht möglich gewesen. Ich denke gern an meine Kadettenzeit

zurück, obschon sie aus den Kindern frühzeitig Erwachsene machte, die doch schließlich keine Erwachsenen waren. Es wurde mir sehr schwer, mich meinen Altersgenossen anzuschließen. Ich habe auch Freundschaften im Korps nicht geschlossen. Ich zog mich im Gegenteil stark in mein Inneres zurück. Schon mit 13 Jahren als Obertertianer wurde ich Stubenältester, d. h. ich mußte andere Kadetten der Stube, es waren etwa 14 Jungens, beaufsichtigen und auf Ordnung in der Stube und in ihren Schränken halten. Damals wurden im Kadettenkorps noch Gewaltmethoden von den älteren Jungens jüngeren gegenüber angewandt. In Plön war das, Gott sei Dank, weniger an der Tagesordnung. Allzuviel zu lernen hatten wir nicht. Meine Versetzungen erfolgten glatt."

Erläuternd fügt der Feldherr hinzu:

„In dem Kadettenkorps wurde in Preußen damals Deutsche Jugend erzogen, die Offizier werden wollte — ein anderer Teil des Offizierkorps rekrutierte sich aus Schülern höherer Schulen, die ein bestimmtes Examen abgelegt hatten. Die Kadetten trugen Uniformen und wurden militärisch erzogen. In den sogenannten ‚Voranstalten' waren die unteren Klassen bis einschließlich Obertertia. Die höheren Klassen waren in der Hauptkadettenanstalt in

Berlin, die aber Ende der 70er Jahre vorigen Jahrhunderts nach Groß-Lichterfelde bei Berlin verlegt wurde. Aus dieser Anstalt kamen die Kadetten als Fähnriche, oder falls sie in der Selekta eine besondere Ausbildung genossen hatten, als Offiziere in die Armee. Bayern und Sachsen hatten ihre eigenen Kadettenanstalten.

Das Hineinstecken von Kindern in Uniformen ist für die Jugend mit außerordentlichen Gefahren in seelischer, aber auch in sittlicher Beziehung verbunden, wenn die ‚Vorgesetzten' ihr Amt nach irgendeiner Richtung mißbrauchen, sei es auch nur durch einseitige, politische oder religiöse Suggestionen. Wir waren im Kadettenkorps im wesentlichen davor geschützt, verloren indes frühzeitig unser Jungsein."

Nach dem Eintritt Erichs in das Kadettenkorps machten sich bereits jene oben geschilderten wirtschaftlichen Verhältnisse bemerkbar, die schließlich zur Aufgabe des Gutes in Thunow führten. Wenn auch im Hause Ludendorff niemals unnötige Ausgaben gemacht wurden, so wurde jetzt mit erheblichen Einschränkungen begonnen. Auf diese Weise verblieb auch Else Ludendorff nach dem Fortgang des Bruders im Hause, statt ebenfalls in die Welt hinauszugehen und eine höhere Schule zu besuchen.

Es war merklich stiller geworden in Thunow. Aber

das fröhliche Leben und Treiben wurde um so lauter, wenn die beiden Kadetten Richard und Erich ihre Ferien im Elternhause verbrachten. Dann wurden Freundinnen eingeladen und es ergab sich zwischen den noch teilweise in der Kindheit befindlichen jungen Menschen ein zwangloser Verkehr, welcher teils Spiel war, teils aber schon — der damaligen Sitte entsprechend, — in gesellschaftlichen Formen verlief. Es wurden gemeinsame Spaziergänge unternommen, Gartenspiele, wie z. B. Krocket und dergl. betrieben, und im Obstgarten wurde sogar in altgewohnter Weise umhergetollt, denn die Genüsse dort erinnerten doch zu sehr an die eben erst verflossene, ausgelassene Kinderzeit. Bei schlechtem Wetter oder abends wurde auch oft ein Tanz veranstaltet. Die Kinder hatten schon früher gerne an den Winterabenden getanzt, wenn die Zeit es dem Vater erlaubte, am Klavier dabei aufzuspielen. Erich Ludendorff ist — wie er selbst schreibt — auch als Leutnant in Wesel ein flotter Tänzer gewesen. Sein Bruder Richard pflegte während dieser in der Urlaubszeit veranstalteten Tanzereien mit den jungen Mädchen schon in besonders betonten gesellschaftlichen Formen zu verkehren. So gebrauchte er z. B. gerne die Anrede „gnädiges Fräulein" und tat alles, was man damals mit dem Ausdruck „den Hof machen" bezeich-

nete. Ganz anders benahm sich Erich, der diesem Gebahren des Bruders nur belustigt zuschaute. Erich gebrauchte stets nur die Anrede „Sie" und beanspruchte, ebenfalls in dieser Form angeredet zu werden. Aber obgleich er sich keine Mühe gab, die Gunst der jungen Mädchen in besonderer Weise zu erringen, war er nicht weniger beliebt als sein Bruder. Im Gegenteil, als Tänzer war er sogar bevorzugt.

Während der großen Ferien im Sommer hatte der Vater natürlich keine Zeit, die Tanzmusik auszuüben. So traf es sich denn gut, daß eine sehr musikverständige Tante als Besuch anwesend war. Sie meinte zwar, ihre Kunst sei für eine derartige Musik zu erhaben, aber sie mußte den Bitten der tanzlustigen Jugend schließlich nachgeben. Dafür, und weil sie behauptet hatte, die Jugend würde nicht vor Sonnenaufgang aufstehen können, brachte man eines schönen Morgens in tiefgefühlter Dankbarkeit ein musikalisches Ständchen, bei dem Gießkannen, Töpfe, Blechdeckel, eine Glocke und andere Instrumente eine entsprechende und kräftige Verwendung fanden. So ging es während der Ferien manchmal recht lustig zu. Schreibt doch der Feldherr:

„Die Ferien waren das große Ereignis, schon die Reise von Plön nach Hinterpommern mit dem Übernachten bei dem alten Onkel meines Vaters, bei

einem Reeder in Stettin, „Am Bollwerk", war schon Besonderes. Dann kam die Freude meiner Mutter, wenn sie uns — ein älterer Bruder war gleichfalls in Plön — von der Bahn abholte. Die Ferien waren Erholung, Genuß und Freude. Der Abschied allerdings war schwer. Namentlich nach den ersten großen Ferien kullerten nachts recht viel Tränen in das Bettzeug. Am Tage Heimweh zu zeigen, wäre unter der Würde eines Kadetten und der Soldatenuniform gewesen."

Den Jahren nach war Erich Ludendorff damals zweifellos noch zu den Kindern zu rechnen. Aber — der Feldherr schrieb selbst, daß die Erziehung im Kadettenkorps aus den Kindern früh Erwachsene machte, die schließlich noch keine Erwachsenen waren. Der Kadett Erich Ludendorff befand sich nur eine Klasse unter seinem vier Jahre älteren Bruder Richard. Er war somit von Klassenkameraden umgeben, die alle älter waren als er selbst. War dieser Umstand schon dazu angetan, ihn reifer zu machen, so mußte der weitere Umstand, daß er als Jüngster infolge seiner hervorragenden Leistungen, als Stubenältester diese älteren Kadetten zu beaufsichtigen und für Ordnung zu sorgen hatte, Einfluß ausüben. Unbeabsichtigt, unbewußt und notwendig mußte er somit seine Kindheit sehr früh abstreifen. So kam es, daß

er — ganz abgesehen von seinem Wissen — auf andere einen so gereiften Eindruck machte, der bewirkte, daß man ihn trotz seinem kindlichen Äußeren älter einzuschätzen pflegte, als er tatsächlich war.

Der Feldherr hat geschrieben, daß er im Kadettenkorps keine Freundschaften anknüpfte und es ihm sehr schwer wurde, sich seinen Altersgenossen anzuschließen. Er hat dies auch später nicht getan, und diese Abgeschlossenheit, diese Einsamkeit war in der einzigartigen Größe dieses Mannes begründet, der auf einer Höhe stand, die von den meisten Menschen vielleicht nie geahnt, geschweige denn erkannt wird.

Wir lesen in dem Werke „Der totale Krieg“ die Worte:

„Der Feldherr ist auf sich allein gestellt. Er ist einsam. Niemand sieht in sein Inneres, mögen unter ihm auch noch so gediegene und kluge Männer wirken.“ So war es und so ist es!

Die Gewohnheit, sich abzuschließen und sich auf sein Inneres zurückzuziehen, war bereits bei dem Knaben erkennbar. Diese Haltung hat er als Mann bis an sein Lebensende bewahrt. Bei aller tiefen Teilnahme anderen gegenüber, hat er den Schrein seiner edlen und großen Seele verschlossen gehalten, in deren innerstem Heiligtum die Deutsche Volksseele ihr Erleben fand.

Nur in ganz seltenen Fällen hat er Menschen, die ihm kongenial gegenüberstanden, einige seltene Einblicke in sein Inneres gewährt. Es ist daher ein nicht genug zu würdigender Umstand, daß dieser seltene Mann in Frau Dr. Mathilde Ludendorff die ebenbürtige Gattin fand, mit der er nicht nur in völlig geistiger Übereinstimmung, sondern in tiefem seelischem Einklang lebte.

Damit können wir am Schluß dieses kleinen Buches wieder zu dem Ausgangspunkt zurückkehren und ernst und verständnisvoll nochmals jene Worte des letzten Briefes lesen:

„Reich wurde ich an der Seite meiner zweiten Frau, reich nach jeder Beziehung, reich wurde unser Schaffen für unser Volk, ja alle Völker, für jeden Deutschen und für jeden Menschen. Wir führten die größte Revolution, die die Welt seit Jahrtausenden sah: die Befreiung der Völker und der Menschen aus Priesterhand und auch aus Judenhand und aus sie zerstörenden Weltanschauungen hin zu einer Volksschöpfung, hin zu einer Geschlossenheit der Menschen, beruhend auf der Einheit von Rasseerbgut und Glauben."

Beachten Sie die
Buchanzeigen auf
den nachfolgenden
Seiten

Der Lebensweg des Feldherrn
1865—1914

Durch Tatkraft, Leistung und unbeugsamen Willen zum Vorbild des soldatischen Führers!

General Ludendorff:

Mein militärischer Werdegang

Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer

189 Seiten, zweifarb. Schntzumschlag. Preis in Ganzleinen RM. 4.—, geheftet RM. 2.40, 30.—33. Tausend, 1937

Man kann das Buch nicht ohne innere Bewegung lesen, denn es enthält das Leben nnd den Werdegang eines prenßisch-Dentschen Offiziers der Vorkriegszeit, der durch eigene Kraft und Leistung sich zu der schwersten und verantwortlichsten Stellung im Weltkriege emporgearbeitet hat. Wie dies möglich war, ist eine Belehrung für die Jugend von heute und morgen, in- und außerhalb der Wehrmacht. Darüber hinaus beansprucht das Buch das Interesse all derer, die den Geist und die Arbeit des alten Heeres erfahren haben oder kennen lernen wollen, und aller derer, die nach eigener gerechter Würdigung der Persönlichkeit Ludendorff und ihres Werdeganges suchen.

Das ganze Buch aber durchzieht jene glühende, fast fanatische Liebe, zu Deutschland, aus der heraus Ludendorffs Handeln als Soldat und Politiker allein zu begreifen ist. Das Deutsche Volk hat allen Anlaß, seinem Feldherrn für diesen Lebensbericht dankbar zu sein, er ist ein Denkmal unserer alten Armee, ein Vorbild für die junge Dentsche Wehrmacht, gegeben von dem größten Deutschen Soldaten, dem Vorbild des soldatischen Führers, dem Feldherrn des Weltkrieges.

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

Der Lebensweg der Philosophin Mathilde Ludendorff

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen – mein Leben

1. Teil: Kindheit und Jugend

In Ganzleinen gebunden, mit 9 Bildeinlagen, RM. 3.—,
246 Seiten, 11.—13. Tausend, 1937

„Unter den Händen stark schöpferischer Menschen wächst jedes Werk weit über das von ihnen selbst Erwartete. Es ist zu bezweifeln, daß die Philosophin Mathilde Ludendorff die Fülle der Lebensweisheit, des Humors, des Gemütes und des tiefsten Lebensernstes vorausgeahnt hat, die in diesem tiefen und reichen Werke enthalten ist. Den Segen des elterlichen Erbgutes und Vorbildes, den sie selbst erlebte, strahlt sie in diesem Werke auf unendlich viel Deutsche aus und gibt ihnen obendrein noch all den Reichtum an Erkenntnis, den sie selbst durch die ganz außergewöhnliche „Antwort“ auf die Einzelschicksale ihrer Jugend erwarb. In innigem Zusammenhange stehen so alle diese Lebensereignisse mit den großen philosophischen Werken der Verfaſ erin. Das Werk reiht sich ihnen an und ist zugleich das erschütterndste antichristliche Buch, das je geschrieben, weil es den Reichtum Deutschen Gemütserlebens und Deutscher Gotterkenntnis, hier im Leben selbst, der Fremdlehre gegenüberstellt.“

„Deutscher Dichtergarten“. Heft 12, 1932.

2. Teil: Durch Forschen und Schicksal zum Sinn des Lebens

Ganzl. geb. mit Bildumschlag RM. 5.—, 300 S., 8°, mit 12 Bildern.

Mit jener Feinsinnigkeit, wie sie allen wahrhaft edlen Menschen eigen ist, zieht Frau Dr. Mathilde Ludendorff die Grenzen um das unnahbare Innere des Erlebens, in das wir als nordische Menschen auch niemals Einlaß haben möchten, und dennoch läßt sie in fesselnder Darstellung nns an der Fülle ihres Lebens teilnehmen. Wir erleben die tiefen Eindrücke des Studiums der Naturwissenschaften, die dereinst die Frau Verfasserin zum Gotterkennen führen sollten. Wir nehmen teil an der Schwierigkeit, ihren Lebensweg zu gestalten, und namentlich an der, die sich dem Studium der Frau entgegenstellte. Gehörte doch Mathilde Spieß zu den ersten Frauen in Deutschland, die mit Examensrechten Medizin studierten. Der ganze Ernst medizinischen Studiums mit seinen tiefen Eindrücken wird nus geschildert. Der Tod ist es, der Mathlide Spieß, später Frau v. Kemnitz, immer wieder zum Nachdenkeu iiber sein erustes Muß zwingt. Wir nehmen Anteil an allen Schicksalsschlägen, an heiterem und ernstem, gemütsbewegendem und schicksalsgestaltendem Erleben und werden erquickt und oft aufs tiefste bewegt von dem Lebensbild, das ein edler, außergewöhnlich begabter und stolzer, Deutscher Mensch uns schenkt.

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

